
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Juni 6/2005

Aus dem Inhalt

Norbert Friebe Seele Christi, heilige mich ...	161
Christian Hennecke Das Gebot der Stunde: Jünger schulen	163
Rainer Dillmann Herberge gewähren	171
Bernhard Wunder Gremienarbeit	178
Helmut Liekenbrock Pfarrgemeinderäte an Glaubensgesprächen interessiert?	181
Claus F. Lücker „erfüllter leben“	185
Thomas Kroll: Unter den Blicken der Anderen Filmtipp zu Kenny Glenaans Film „Yasmin“	188
Leserbrief	189
Literaturdienst: Fabrizio Rossi: Der Vatikan: Politik und Organisation Frank Sobiech: Herz, Gott, Kreuz	190

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Domkapitular i. R. Norbert Friebe, Bremer Str. 31,
49179 Ostercappeln | Pfr. Dr. Christian Hennecke,
Liebfrauenkirchplatz 1, 31141 Hildesheim | Prof. Dr.
Rainer Dillmann, Dahler Heide 48, 33100 Paderborn |
Dr. Bernhard Wunder, Dahl 37, 51674 Wiehl | Dr. Helmut
Liekenbrock, Zur Gabjei 52, 50321 Brühl | Pfarrer Dr.
Claus F. Lücker, Industriestr. 12, 47802 Krefeld |
Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellen-
straße 32, 50668 Köln | Domkapitular Martin Pietsch,
Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf
Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof
Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1, 50668 Köln |
Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro incl. MWSt.
zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft 2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Norbert Friebe

Seele Christi, heilige mich ...

Auch wenn in diesem Jahr aufgrund des frühen Ostertermins jetzt im Juni das Fronleichnamsfest schon hinter uns liegt, so wollen wir doch in diesem Monat ein Eucharistiegebet betrachten. Wir denken dabei auch an das Vermächtnis des verstorbenen Papstes Johannes Paul II. Er hat uns ja als sein letztes großes Schreiben die Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* hinterlassen und ein „Jahr der Eucharistie“ ausgerufen.

Das Gebet „Anima Christi“ (der Verfasser ist unbekannt) stammt aus dem 14. Jahrhundert, es wurde zu einem Lieblingsgebet des hl. Ignatius und zu einem der bekanntesten Christusgebete überhaupt. Man findet es als „Abendmahlsgebet“ sogar noch heute in einer deutschen altlutherischen Agende.

Die deutsche Fassung im Gotteslob (6,7) lautet:

Seele Christi, heilige mich.
Leib Christi, rette mich.
Blut Christi, tränke mich.
Wasser der Seite Christi, wasche mich.
Leiden Christi, stärke mich.
O guter Jesus, erhöre mich.
Birg in deinen Wunden mich.
Von dir lass nimmer scheiden mich.
Vor dem bösen Feind beschütze mich.
In meiner Todesstunde rufe mich,
zu dir zu kommen heiße mich,
mit deinen Heiligen zu loben dich
in deinem Reiche ewiglich. Amen.

In den Anrufungen des ersten Gebetsteiles wende ich mich an Jesus, dass er mich befreie und in seine Hingabe hineinziehe. Ich kann dies tun, indem ich ihn mit den verschiedenen Gebetsworten (auch mehrmals und für längere Zeit) in mich einatme und dann das von ihm erbetene heilende

Wirken in mich hinein ausatme, überall dorthin, wohin mein Atem gelangt. (Man kann auch – so empfiehlt es P. Rotzetter OFMCap – sich auf Jesus hin ausatmen und dann die heilende Kraft einatmen.)

Seele Christi: Jesus steht vor mir und schaut mich an. Sein „beseelter“ Blick lässt seine Güte heilend und heiligend in mich eindringen.

Leib Christi: Der mensch-, ja fleischgewordene Gottessohn kommt auf mich zu und führt mich an seiner Hand in die Freiheit Gottes. So wie es in seinem irdischen Leben „handgreiflich“ geschah, so geschieht es an mir in der sakramentalen Begegnung.

Blut Christi: Ich sehe das Blut seiner Wunden, aber auch den „Kelch des Heiles“, den er mir reicht, um mir die „nüchterne Trunkenheit“ des Hl. Geistes zu schenken.

Wasser der Seite Christi: Der am Kreuze durchbohrte Herr lässt auf die Menschen, auf mich, das reinigende, lebensspendende Wasser der Geisttaufe fließen.

Leiden Christi: Ich weiß mich durch seine Wunden geheilt (vgl. 1 Petr 2,24) und dazu gestärkt, die eigenen Schmerzen anzunehmen, aber auch die Leiden anderer mitzutragen. Ein alter Spruch legt dem Herrn die Worte in den Mund: Ich habe keine anderen Hände als die euren.

O guter Jesus, erhöre mich: In diesem Wort fasse ich alle vorherigen Anrufungen noch einmal zusammen und vereine mich dabei mit den unzähligen Menschen, die zu allen Zeiten ihre Hoffnung auf den Herrn

gesetzt haben und mit denen, die es heute wie ich tun.

Im zweiten Teil des Gebetes, wenn man Jesus in sich „eingeatmet“ hat, geht es darum, dieses Einssein zu bewahren, sich in seiner Liebe, die er mit seinen Wunden und seinem Sterben bezeugt hat, zu bergen, meine Sorgen und Nöte ihm abzugeben. Ich vertraue darauf, dass mich nichts von seiner Liebe trennen (vgl. Röm 8,38f), das Böse nichts ausrichten, niemand mich aus seiner Hand entreißen kann (vgl. Joh 10,28).

Wenn wir so in seiner Liebe bleiben und nicht aufhören, die betende Begegnung mit ihm zu suchen, dann werden wir auch seinen Ruf in der Todesstunde nicht überhören. Wir vertrauen darauf, dann – geläutert und bereitet – bei ihm zu sein und in der Gemeinschaft derer, die uns vorangegangen sind in Gottes Herrlichkeit und in dankbarer Freude Leben in Fülle erfahren.

Das Gebet wurde von Anfang an vor der vorgezeigten und erhöhten Hostie in der hl. Messe und zur Anbetung vor der Monstranz gebetet. So können auch wir es heute beten, aber darüber hinaus bei jedem meditativen Verweilen vor dem Herrn, um ihm dankzusagen und uns ihm hinzuhalten.

Liebe Leserinnen und Leser,

Weggemeinschaften des Glaubens zu schaffen im Rahmen einer evangelisierenden und Gemeinde aufbauenden Pastoral mit dem Ziel, eine spirituelle Tiefenstruktur aufzubauen – das ist nicht einfach ein frommer Wunschtraum, sondern für **Pfarrer Dr. Christian Hennecke**, Leiter des Fachbereichs Verkündigung im Generalvikariat Hildesheim und Pfarrer in zwei Pfarreien, das Gebot der Stunde. Schritte, die in diese Richtung führen, beschreibt er in seinem Beitrag, der dieses Pastoralblatt eröffnet.

Angesichts der Herausforderungen des vor uns stehenden Weltjugendtages spürt **Prof. Dr. Rainer Dillmann**, Professor für Biblische Theologie an der KFH Paderborn, der biblischen Bedeutung der Gastfreundschaft nach.

Umstrukturierung der Seelsorgebereiche, Sparkonzepte, Weltjugendtag, Pfarrgemeinderatswahlen – was bedeutet dies alles für die Gremienarbeit der Ehrenamtlichen? Dieser Frage geht **Dr. Bernhard Wunder** nach, Referent im Fachbereich Gremien und Pastorale Zusammenarbeit im Generalvikariat Köln.

Aus anderer Perspektive nämlich derjenigen des Ehrenamtlichen selbst, befragt die Pfarrgemeinderatsarbeit **Dr. Helmut Liekenbrock**, Lehrer i.R. und Mitglied des Diözesanpastoralrates im Erzbistum Köln.

Einen Praxisbericht aus dem Bistum Aachen bietet der Exerzitienseelsorger Pfr. **Dr. Claus F. Lücker**. Er ist einer der Leiter des Praxiskurses „Geistliche Begleitung in Lebensräumen“, der von Sommer 2003 bis November 2004 für Hauptamtliche und Ehrenamtliche der Bistümer Münster, Aachen und Essen durchgeführt wurde.

Den Schlusspunkt bildet eine Besprechung von Kenny Glanaans Film „Yasmin“, den der Theologe und Filmfachmann **Dr. Thomas Kroll** vorstellt.

Eine hoffentlich anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Das Gebot der Stunde: Jüngerschulen

Ein Plädoyer für neue Lebens- und Lernorte des Glaubens

1. Grundlegende Vorüberlegungen

Bangui, Zentralafrikanische Republik. Vor etwas mehr als 100 Jahren ist dort durch belgische Ordensleute das Christentum angekommen. Vor einigen Jahren, bei meinem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt nahe des Äquators, wurde ich von meinen Begleitern auf einen Hügel gebracht, auf dem einige alte Holzhäuser standen: „Hier haben die Missionare begonnen“. Sie begannen, indem sie eine Schule gründeten. Die Schüler dieser Schule waren eingeborene Sklaven, die sie freigekauft hatten. Hier lernten diese Schüler das Christentum kennen, wuchsen heran, ließen sich taufen. Und nach dem Abschluss dieser Ausbildung schickten die Patres ihre Schüler zurück in ihre Stämme. Mit einer Hoffnung: dass sie dort ihr Christsein lebten und andere davon begeistern könnten.

Diese Hoffnung wurde enttäuscht: das Gegenteil geschah. Die neugewordenen Christen konnten nicht andere gewinnen, sondern sie assimilierten sich ihrerseits und wurden wieder naturreligiös.

Diese Erfahrung kommt mir in den Sinn, wenn heute neu über „Biotope des Glaubens“, über „Geistliche Zentren“ und über „Jüngerschulen“ nachgedacht wird. Gleich zu Anfang nämlich will eine scheinbare Zauberformel enttarnt werden. Ein Plädoyer für Jüngerschulen als Lebens- und Lernorte des Glaubens vermag nur dann zu überzeugen, wenn gleichzeitig mindestens im Umriß

erkennbar wird, in welchem Horizont pastoraler Perspektiven solche Orte sich verstehen.

Das Ende des milieuchristlichen Horizonts und das Gespenst der „Eventisierung“

Wir leben in einer Umbruchszeit. Das bedarf keiner Thematisierung. Dennoch sind einige Beobachtungen für unseren Kontext wichtig. Werden sie nicht wahrgenommen und angenommen, baut man das zentralafrikanische Scheitern evangelisatorischer Bemühungen gewissermaßen in Initiativen der Glaubensschulung mit ein. Schmerzliche Beispiele gibt es wie Sand am Meer.

- In den Jahren meiner pastoralen Tätigkeit in einer norddeutschen Pfarrei¹ durfte ich eine Gruppe von Jugendlichen auf ihrem Weg der Christwerdung über Jahre begleiten. Und ich erlebte viele Aufbrüche, ein Kommen und Gehen. Besonders schwer allerdings fällt mir eine durchgehende Beobachtung. Nach dem Ende der Schulzeit verstreuten sich die Gruppenmitglieder an die verschiedenen deutschen Universitäten. Trotz der dort vorhandenen Hochschulgemeinden wurde eines deutlich: die Erfahrung des Austausches über die Schrift und der Gemeinschaft in seinem Namen ließ sich dort schwer finden. Auch hier scheiterte also die Jüngerschulung, die ich anzubieten versuchte. Sie scheiterte nicht in sich, aber sie scheiterte, weil der Kontext dafür nicht vorbereitet ist.
- Die Exerzitien im Alltag sind seit Jahren ein wichtiges Projekt der geistlichen Erneuerung in unseren Bistümern. Sie werden – angepasst an die Bedarfslage der Menschen von heute – projektartig organisiert, meist in den geprägten Zeiten des Kirchenjahres. Augenscheinlich sind diese Angebote sehr erfolgreich. Im Bistum Hildesheim etwa nehmen etwa 2000 Christen an diesem Angebot teil. Durchgängig nicht bedacht ist aber die Frage, ob und wie es danach mit diesen

Menschen, die den christlichen Glauben neu kennen gelernt haben, weitergehen könnte. Sie werden entlassen in die normale christliche Gemeindewirklichkeit. Sie werden also entlassen in einen Raum, in dem es meist all das nicht gibt, was sie während des Projektes erfahren haben: einen Raum vertrauter Glaubenskommunikation.

- Im Nachklang der Hildesheimer Diözesansynode entstand die Einladung, „Grundkurse gemeindlichen Glaubens“ (damals von P.M. Zulehner angeregt) in den Gemeinden als Weg der geistlichen Erneuerung zu veranstalten. Diese Idee wurde aufgegriffen von vielen Pfarrern und Gemeinden. Doch auch hier ein fast schon gewohntes Bild: auf der einen Seite aufflammendes Interesse und einige projektorientierte Versuche, die dann – wenn eine andere Idee oder andere Ereignisse drängen – wieder zurückgestellt werden. Auf der anderen Seite Menschen, die nach einem solchen Glaubenskurs entzündet wurden für das Evangelium und eine neugefundene christliche Existenz, und die sich nun alleingelassen vorkommen. Zuweilen gab es noch Nachfolgekurse, im wesentlichen aber waren Glaubenskurse eine gute Idee – wie viele andere Ideen, an denen man sich in der Pastoral versucht. Die Frage nach der Nachhaltigkeit wurde meist nicht gestellt. Augenscheinlich ist vorausgesetzt: wer nun wieder frisch glaubt, wird in der Gemeinde sein zu Hause finden. Dass dies nicht (mehr) so ist, liegt auf der Hand.
- Prominentestes Beispiel vielleicht ist das französische Bemühen um den Katechumenat. In ihrem Brief „proposer la foi“ berichten die französischen Bischöfe betroffen, dass viele der Neugetauften sich nicht einfinden in die Glaubensgemeinschaft vor Ort und damit den Glauben wieder aufgeben. Warum? Weil die erworbene Erfahrung des Christseins kontrastiert mit der traditionellen Weise ererbten Christseins, die auch in Frank-

reich (immer noch) den realexistierenden Katholizismus prägt.

Solche Beobachtungen können beliebig vervielfältigt werden. Sie machen vor allem deutlich, dass alle Initiativen der Evangelisierung von dem ihnen zugrundegelegten Horizont kirchlicher Sozialformen und pastoraler Orientierungen ihre Bedeutung erhalten. Mit anderen Worten: im Rahmen einer volkscirchlichen und milieuorientierten Kirche, die aus der vermeintlichen Selbstverständlichkeit von familiären und gemeindlichen Glaubensmilieus lebt, werden Glaubenskurse und Exerzitien im Alltag verstanden werden als Projekte, durch die die Glaubenssubstanz für Interessierte vertieft und verlebendigt werden kann. Solche und ähnliche Projekte bedürfen in diesem Rahmen keiner Nachhaltigkeit und Nacharbeit, sind doch die Teilnehmer schon eingebunden in das soziale Gefüge der Kirche vor Ort.

Wenn also in diesen Tagen – meist mit dem Zeigefinger – auf eine unsachgemäße Eventisierung des Glaubenslebens verwiesen wird, und dabei Katholikentage, Konzerte und Weltjugendtage kritisch bedacht werden, dann erscheint dies als eine Projektion eigener Erfahrungen: während der alljährliche Rhythmus des Kirchenjahres und der Gottesdienste sowie die regelmäßig stattfindenden Gruppen gewissermaßen die Norm des engagierten Christseins definieren, die ihrerseits den gefundenen Weg zum christlichen Glauben unbefragt voraussetzen, sind angesichts der durchaus nicht zu leugnenden Verluste dieser gläubigen Selbstverständlichkeit Elemente wie ein Glaubenskurs, Exerzitien im Alltag und anderes jene Projekte, die – wie einst die Volksmission – projektartig den für normativ gehaltenen Urzustand wiederherstellen.

In ein anderes Licht hingegen geraten Glaubenskurse und vertiefende Glaubensangebote, wenn sie in den Gesamtrahmen einer evangelisierenden und gemeindeaufbauenden Pastoral eingebunden sind. Und genau dies ist die kirchengeschichtliche Situation, in der wir uns befinden.

Der missionarische Horizont: Wie kommen Menschen zum Glauben?

Der Kontext unserer Bemühungen um Glaubensvertiefung hat sich in den letzten Jahrzehnten fundamental gewandelt, und der Wandlungsprozess nimmt an Tempo rasant zu. Die Pluralisierung des christlichen Glaubens unter den Katholiken unserer Gemeinden macht es zunehmend schwerer, Modelle des Christwerdens zu vertreten. Zwischen einer Liberalisierung, die dem Kulturprotestantismus nahe kommt, und esoterischen Brückenschlägen zu anderen Religionen bei erschreckender Unkenntnis und noch mehr Unerfahrenheit mit der eigenen Glaubenslehre und -praxis lässt sich weithin alles irgendwie als „christlich“ benennen. Dies aber führt zu einer Gleich-Gültigkeit, die auch dazu führte, das Glaubenswachstum in unserer Kirche zu privatisieren. Wer mehr Tiefe in seinem Glauben sucht, der muss auf der Suche nach spirituellen Orten und Vorbildern weit wandern.

Diese großflächig und bewusst nicht differenzierte Hintergrundbeschreibung wirft noch einmal ein deutliches Licht auf den veränderten Horizont unserer Fragestellung. Die Suche nach einer christlichen Durchformung des Lebens treibt nämlich zu Recht viele Menschen in Klöster und geistliche Orte: dort, wo wirklich glaubhaftes Zeugnis geschieht, sammeln sich Menschen, die auf der Suche sind. Orte wie Taizé, Loppiano, Klöster wie Münsterschwarzach und Nütschau haben ein weites Einzugsgebiet und ermöglichen es Menschen, Tankstellen für ihre Seele zu finden. Hier finden wir echte Glaubenschulen, die Menschen einen Zugang zum Glauben und ein immer tieferes Eintreten in die Logik des Evangeliums ermöglichen.

Wohlgemerkt: geradezu unter der Hand werden Klöster und geistliche Gemeinschaften hier zu Jüngerschulen. Allerdings geschieht dies in einer gewissermaßen unorganisierten Weise: geistliche Gemeinschaften und Orden, auf die im Rahmen dieser Überlegungen noch eingegangen werden wird, sind „private“ Glaubenschulen für „private“ Suchende. Diese „Privatisierung“ der Glau-

bensschulen und des Glaubenswachstums hat eine Zweideutigkeit: auf der einen Seite bleibt wahr, dass Glaubenssuche und Glaubenswachstum Sache des Gerufenen ist, und also immer einen Aspekt des Privaten hat. Andererseits aber vermute ich hier – ebenso wie bei den oben genannten Erfahrungen – ein nicht angemessenes Problembewusstsein der pastoralen Planung einerseits, die nicht den Abbruch der Glaubensgenese in unserem Kulturkreis hinreichend wahrgenommen hat, andererseits eine weithin voreingenommene Grundhaltung gegenüber den charismatischen Aufbrüchen in unserer Kirche, deren pneumatische Relevanz im Kairos der Umbruchszeit zu wenig angenommen werden kann.

Schwierig bleibt aber auch dann, wenn das gelingt, die Rückkehr in die eigene Pfarrei. Sie ähnelt der Rückkehr der freigekauften Afrikaner doch sehr. Beargwöhnt als Sonderfromme finden Menschen bei ihrer Rückkehr in die Heimatgemeinden wohl die Gelegenheit, ihre neugefundene Energie für den Erhalt des Bestehenden einzusetzen, aber eine Heimat im Glauben finden sie deswegen nicht zu Haus. Keine Gemeindefideologie kommt daran heute vorbei. Es wäre Zeit, die Augen dafür zu öffnen.

Was aber heißt das für unser Thema? Das Thema der Jüngerschulung bedarf einer Einbindung in ein pastorales Projekt der Evangelisierung, das auch die Situation der Pfarreien und ihrer mangelnden spirituellen Tiefenstrukturen in den Blick nimmt, sonst greifen diese gutgemeinten Überlegungen zum Thema Jüngerschulung zu kurz. Das Risiko könnte eben genau darin liegen, dass nun zum wiederholten Male mit hohem Aufwand Kurse angeboten werden, an denen möglichst viele teilnehmen. Nun ändern Kurse – zumal dann, wenn sie kurz und einmalig sind – keine Mentalität. Und vor allem fehlt im kruden Alltagsgeschäft dann die Kraft, das Neugefundene zu gestalten. Das wenigstens müsste mitbedacht sein, um nicht neuen Wein in zunehmend poröse und alte Schläuche zu gießen. Die Effekte eines solchen Vorgehens kann sich unsere Kirche aber eigentlich nicht leisten.

Mit diesen einleitenden Überlegungen ist uns mithin eine Agenda zugewachsen, die es nun etwas systematischer abzuarbeiten gilt.

2. Orden und geistliche Gemeinschaften als charismatische „Laboratorien“

Bevor eine evangelisatorische Strategie gewissermaßen „von oben“ im Rahmen einer pastoralen Gesamtplanung erarbeitet werden könnte, steht es uns gut an, auf die Neuentwürfe des Glaubenslebens zu achten, die der Geist Gottes auch in unserer Zeit „aufbaut“ und strukturiert. Es ist mir wohl bewusst, dass ein solches Verfahren Widerspruch erntet. Geistliche Gemeinschaften und Bewegungen (und auch die Orden sind ja nichts anderes als ebensolche – nur eben über Jahrhunderte etabliert) erregen Missfallen, weil sie eben anders und anstößig sind. Sie sind auch unausgereift an vielen Stellen, auch wenn hier nach meiner Vermutung Projektionen eigener Schwäche eine nicht unerhebliche Rolle spielen: wer mag ernstlich behaupten, dass unsere real existierende Gemeindewirklichkeit etwas von der Radikalität des Evangeliums ausstrahlt?

Doch sowohl die Andersartigkeit und Anstößigkeit, die Unausgeglichenheit, „Verrücktheit“ als auch die Unausgereiftheit gehören zum „charismatischen System“ des Geistes. Gewissermaßen wird hier Kirche unter laborhaften Bedingungen vorentworfen. Damit soll gerade nicht gesagt sein, dass solche Laboratorien gewissermaßen das Gesamte umfassen sollen: geistliche Gemeinschaften und Orden wissen sehr wohl, dass sie nicht das Ganze der Kirche sind (im Unterschied zu mancher gemeindlichen Wirklichkeit). Aber klar ist doch auch, dass Aufbrüche des Geistes – und dazu gehören auch die sozialformkreativen neuen geistlichen Bewegungen – Elemente und Akzente einer neuen Kirchengestalt bieten, die sich auch insgesamt für die Kirche durchsetzen will. Charismen haben immer wieder und werden immer wieder der Gesamtkirche den Weg der Erneuerung weisen. Sie selbst sind nicht das

Ergebnis pastoraler Strategie, sondern eher „creatura verbi“ in einem ganz bestimmten soziokulturellen Kontext.

Welche Elemente erscheinen nun für unsere Fragestellung bedeutsam?

- Beheimatende Kleingruppen und eine ausgeprägte Netzwerkstruktur kennzeichnen die Neuen Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen. Doch es würde zu kurz greifen, hier einfach das Wort von den Kuschelecken zu bemühen. Das Gegenteil ist wahr. Gerade die neuen Aufbrüche belegen, dass es zunächst um das Individuum und seine persönliche Glaubensbiographie geht. Der Weg des Einzelnen wird gefördert, insofern jede dieser Gemeinschaften eine eigene charismatisch geprägte Wegstruktur anbietet, die dem Suchenden einen Weg zu einer lebendigen Christusbeziehung eröffnet. Aber gerade hier liegt das Paradox: denn zumeist sind diese Wege verknüpft mit Weggemeinschaften, in denen sich Menschen in unterschiedlicher Intensität und in unterschiedlichem Engagement und Dichte einbringen. Dieser gemeinschaftliche Zug gelebten Glaubens, den übrigens Johannes Paul II. in seinem Schreiben *Novo millennio ineunte* ausführlich als Gebot der Stunde begreift (Nr. 43), hat nun nichts mit Verbands- und Gruppenwesen zu tun, sondern ist der förderliche Rahmen, in dem der Einzelne seinen Weg zu Christus geht und finden und auch vollziehen kann.
- Darüberhinaus kennen geistliche Gemeinschaften und Bewegungen auch ausgesprochene Elemente einer Jüngerschule: Zeiten, in denen Menschen in die Spiritualität des jeweiligen Charismas eingeführt werden. Dies geschieht nun nicht zuerst intellektuell, sondern ganzheitlich: als Lebensvollzug in Gemeinschaft. Natürlich geschieht dies zuerst auf zeugnishaft Weise. Und klar ist auch, dass es hier eine Begleitung durch Menschen gibt, die in der Erfahrung dieses Lebensvollzuges des Glaubens den „Glaubenschülern“ voraus sind. Und selbstverständlich rechnen diese Jünger-

schulen damit, dass den Momenten intensiver Vertiefung das Leben in den beheimatenden Weggemeinschaften entspricht.

- Natürlich kennen Geistliche Gemeinschaften und Bewegungen ebenfalls eventhafte Ereignisse, die meist den Erstkontakt mit einer solchen charismatisch geprägten Wirklichkeit befördern, sie stehen aber nicht im Vordergrund. Im alltäglichen Vordergrund steht vielmehr das kontinuierliche, oft auf Jahre angelegte Bemühen um ein Hineinwachsen in die Christusbeziehung. Dass hierbei geistliche Wegbegleitung und Gemeinschaftsbezogenheit wesentlich sind, braucht wohl kaum Erwähnung zu finden.
- Ein weiteres wichtiges Merkmal dieser Aufbrüche ist die enge Verknüpfung des Jüngerwerdens mit der Schrift und der Einführung in gelebte christliche Tradition. In unterschiedlicher Schwerpunktsetzung sind es nicht zuerst Methoden und persönlichkeitsorientierte Pädagogik, sondern schriftorientierte mystagogische Initiation, die im Mittelpunkt sowohl der „Jüngerschulen“ wie der „Weggemeinschaften“ steht. Natürlich gibt es auch eine systematische Vertiefung des Glaubens aus der jeweiligen charismatischen Perspektive, aber hier spielt neben den konkreten Inhalten der Resonanzrahmen einer Jüngergemeinschaft wie auch die Glaubwürdigkeit des Bezeugenden eine gleichgewichtige Rolle.
- Damit ist noch ein letztes – und zuweilen irritierendes – Element zu nennen: die Bedeutsamkeit des Zeugen. In der herkömmlichen Pastoral tun wir uns schwer mit Personen, leichter mit Inhalten und Methoden. In den Gemeinschaften und Bewegungen treten diese Elemente zurück, und hervor tritt die Gestalt des glaubwürdigen Zeugen, dessen Zeugnis Leben stiftet. Dass dies jesuanische Tradition ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden: nicht die Sache Jesu, sondern seine transparente Person steht im Mittelpunkt. Durch ihn (!) glauben wir

an Gott. Damit ist jede Jüngerschule beziehungsorientiert, mit allen Risiken, die dadurch entstehen können (Starkult, Guru etc).

Was hier in kurzen Skizzen entfaltet wurde, ließe sich auch für die etablierten Charismen entdecken. Es stellt sich nämlich heraus, dass die „charismatische Systematik“ des Geistes Gottes bei der „Versuchsanordnung“ im charismatischen Labor durch die Geschichte hindurch immer wieder ähnliche Merkmale kennt. Die Ordensgemeinschaften und ihre Gründer haben die Kirche zu allen Zeiten mit solchen und weiteren charismatischen Strukturelementen beschenkt. Lassen wir uns beschenken?

3. Jüngerschule und Weggemeinschaft als konstitutive Wesenselemente einer evangelisatorischen Pastoralstrategie

Die spirituellen und ekklesialen Erfahrungen der alten und neuen geistlichen Gemeinschaften sollen hier fruchtbar gemacht werden für eine mögliche pastorale Strategie, die – gewiß zweigleisig, denn das Bestehende will gut weitergeführt werden – sich der Grundfrage stellt, wie Menschen heute in den Glauben hineinwachsen und ihn vertiefen können. Dazu braucht es beides: die Schulung von Jüngern in besonders ausgewiesenen Biotopen des Glaubens wie auch die Erfahrung von Weggemeinschaften vor Ort, in denen der gefundene „Neue Weg“ nun alltäglich eingeübt und bewährt werden kann.

Option für eine Jüngerschule

Eine erste entschiedene Option ist dabei zunächst für Jüngerschulung zu treffen. Wie könnte eine solche Jüngerschule aussehen?

Zunächst einmal ist die Verortung einer solchen Schule entscheidend. Ein „Biotop des Glaubens“ ist ein solcher Ort, wenn dort Menschen in der Tiefe ihrer Entscheidung für Gott und in der Tiefe einer echten geist-

lichen Kommunität sich öffnen können für Menschen, die auf der Suche sind. Jemanden dieses eigene Leben mitleben lassen, ihn einführen durch das Zeugnis der eigenen Erfahrungen, ihn hineinführen in Schrift und Liturgie, und ihn zugleich einladen, alltäglich die Kunst christlicher Liebe einzuüben – das hat anspruchsvolle Voraussetzungen, denn die „Mystagogen“ einer solchen Jüngerschule bedürfen ja selbst der entsprechenden Reife im eigenen Weg.

So stellt sich schon hier die entscheidende Frage: Wer kommt eigentlich als Begleiter für solche Jüngerschulen in Frage? Spontan fällt der Blick auf manche Ordensniederlassungen wie etwa Marienrode. Aber nicht automatisch ist das so. Nicht alle, oder brutal formuliert: eher wenige Ordensgemeinschaften können in Einzelnen wie in ihrer Gemeinschaftlichkeit diese Voraussetzungen erfüllen. Der Blick fällt auch auf die Priester und pastoralen Mitarbeiter. Auch wenn zweifellos auffällt, dass in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von Mitarbeitern spirituelle Fortbildungen besuchen und der Wunsch nach geistlicher Begleiterschaft gewachsen ist, fällt dennoch aber auch hier weithin die Erfahrung spiritueller Weggemeinschaft aus. Und insgesamt täuscht der Eindruck nicht, dass gerade im Bereich der Frage des Christwerdens Erfahrungen und Know-how bei Priestern und Mitarbeitern eher wenig ausgeprägt sind. Das ist kein Schuldhinweis, sondern eher eine Provokation für eine dringliche Option: Jünger zu schulen setzt voraus, dass geschulte Jünger und Jüngergemeinschaften vorhanden sind. Da dies eben nicht vorausgesetzt werden kann, braucht es im Vorfeld einer Konzeption von Aus- und Fortbildung, die diese Standards beinhaltet. Für eine missionarische Pastoral sind sie unabdingbar.

Gegenüber dieser zentralen ersten Frage verblasst die Frage, wie eine solche Jünger-schulung denn konkret aussehen kann. Das wird schon angesichts der Vielfalt spiritueller Zugangswege sehr verschieden sein. Eine Jüngerschule braucht allerdings eine Reihe von formalen Standards, die deutlich abzugrenzen sind von erwachsenbildnerischer

Initiative und Fortbildungskursen. Diese Kurse, bei aller ganzheitlicher Prägung und feingeschliffenen methodischen Werkzeugen reflektieren immer noch den Typ jener milieugeprägten Volkskirchlichkeit, den es zu überwinden gilt.

- Eine Jüngerschule ist zum einen ein Raum des Lebens. Als Einzelner wie als Weggemeinschaft der Einzelnen geht es darum, in kürzeren oder längeren Zeitabschnitten (Wochenenden, Lebensfreizeiten) auch miteinander in Begegnung zu geraten: der offene Austausch, das Aushalten der Fremdheit des Je-Anderen, wenn möglich gemeinsame Arbeit und Aktivität, gemeinsame Mahlzeiten und gemeinsames Feiern gehören wesentlich dazu. Der Raum des Lebens ist ein Lernraum. Es soll hier eben gerade nicht zu einer wie auch immer zu reflektierenden Gruppendynamik eingeladen werden, sondern es geht um eine Einübung in eine „Spiritualität der Gemeinschaft“ (NMI 43), die sich nicht nur für die Christusbeziehung des Einzelnen sondern auch für die christophore Relevanz der Beziehungen öffnet.
- Eine Jüngerschule lebt vom Evangelium. Das Wort Gottes zu hören, sich in es zu vertiefen und aus ihm zu leben und die damit gemachten Erfahrungen zu verkünden/mitzuteilen – das steht in der Mitte einer Jüngerschule. Mögen die Zugänge verschieden sein, Ziel muss es sein, dass ein Jünger aus dem Wort Gottes lebt und hört, dass er mithin lernt, dass ein Christ und eine Christin von dieser Quelle her lebt. Demgegenüber ist es nicht so wichtig, welche Worte der Schrift eingeübt werden. Ziel muss es vielmehr sein, dass die Schrift das Brot wird, aus dem der Jünger lebt.
- Eine Jüngerschule führt ein in die lebendige Tradition des Kircheseins und mithin in die Liturgie. Der Katechumenat, das altkirchliche Urmodell der Jünger-schulung, kennt eine Fülle von mystagogischen Liturgien, die dem Suchenden einen Zugang zum Geheimnis des lebendigen Gottes eröffnen. Von daher braucht

es im wesentlichen keine ausgefeilten Programme, sondern ein Mitleben des Kirchenjahres offeriert dem Jünger eine ganzheitliche Einführung in die Glaubenswelt der Christusbeziehung.

Ein solches Programm kann über ein Jahr hinweg an etwa 8-10 Kurzwochenenden (gewissermaßen als christliches Orientierungsjahr) oder aber auch als „geistliche Summerschool“ über 14 Tage stattfinden. Wichtig bleibt hier: ohne eine prägende Kontinuität bleibt die Einführung in den Glauben ein Event. Von Jüngerschule ist dann nicht mehr die Rede.

Option für Weggemeinschaften als örtlicher spiritueller Tiefenstruktur

Dennoch bleiben Jüngerschulen langfristig unfruchtbar, wenn ihnen nicht „vor Ort“ – ob auch Pfarr- oder Stadtebene ist hier nicht entscheidend – Weggemeinschaften des Glaubens entsprechen. Es geht hier nicht um Pfarrgemeinden und ihre mannigfaltigen und sicher hochinteressanten Aktivitätenfelder und Interessengruppen, es geht hier vielmehr um die Bereitstellung einer glaubenträgenden und gemeinschaftsfördernden „spirituellen Tiefenstruktur“, die nach dem Ausfall der Selbstverständlichkeit im Glauben und dem weitgehenden Ausfall der Glaubensprägung in der Familie „neue Wahlheimaten“ im Glauben schafft.

Noch einmal: der Aufbau einer solchen spirituellen Tiefenstruktur steht nicht im konkurrenzialen Verhältnis zur „Gemeinde“, sondern eher in einander ermöglichenden Beziehungsverhältnissen: wer im Glauben in Christus seine Heimat findet, der wird auch seine Gabe entdecken, der wird sich auch einbringen in die Felder, die seiner Gabe entsprechen. Fern davon, Menschen aus den Gemeinden „abzuziehen“ wirkt eine solche spirituelle Tiefenstruktur eher umgekehrt: sie fördert eine charismenorientierte Mitarbeiterschaft, die ja heute mit dem Blick auf das sogenannte „neue Ehrenamt“ eingefordert wird.

Auch die entschiedene Option für Weggemeinschaften – andere Namen wie Hauskreise, Bibelteilengruppen, „Kleine christliche Gemeinschaften“ seien hier nicht benannt, weil das zu Missverständnissen führen kann – setzt natürlich voraus, dass die Priester und die pastoral Verantwortlichen vor Ort selbst in einer solchen Erfahrung zu Hause sind. Man sieht: auch hier stellt sich wieder die gleiche wesentliche Grundfrage: Lassen sich denn genügend Priester und Mitarbeiter finden, die solche Prozesse anstoßen können? Die Vision einer evangelisatorischen Gemeindepastoral ist jedenfalls – so mein oberflächlicher Eindruck – noch ganz am Anfang.

Die Option für „kleine christliche Gemeinschaften“, für ein Gemeindeverständnis als „Gemeinschaft von Gemeinschaften“ ist zwar z.B. im Bistum Hildesheim spätestens seit 1992 linienführend, ein Bewusstsein für die Option ist aber unter den Priestern und den pastoralen Mitarbeitern nicht zu entdecken – geschweige in den Gemeinden.

Umgekehrt weist die Vielzahl solcher Gemeinschaften darauf hin, dass es einen hohen Bedarf geben könnte. Diese gewissermaßen von unten und wild gewachsenen Pflanzen sind der Beleg dafür, dass es solche Netzwerke auch in unseren Breitengraden geben könnte, wenn dafür Initiativen gefördert und Raum für Begleitung geschaffen wird.

Solche Weggemeinschaften des Glaubens, die durchaus zeitlich befristet sein dürfen, und der Erfahrung nach eine große Bandbreite an Intensität und Verbindlichkeit kennen (müssen), sind Gruppen, die sich durch den erfahrungsgesättigten Umgang mit dem Wort Gottes, durch Gebet, durch Austausch und anfanghafter alltäglicher Solidarität auszeichnen. Ähnlich einer Katechumenatsgruppe braucht es hier keine leitende Experten, sondern glaubwürdige Zeugen.

So kann sich eine spirituelle Tiefenstruktur innerhalb lokaler Verhältnisse entwickeln, wenn sie denn gestützt und begleitet wird. Sie ist das „täglich Brot“ der Jünger, und zielt aus sich selbst zur Eucharistie, führt ins

Gebet und die tiefe gelebte Christusbeziehung.

Wo vor Ort solche Gruppen entstehen, wird es im Rahmen einer pastoralen Gesamtstrategie immer wieder darum gehen müssen, zum einen die bestehenden Gruppen zu begleiten (durch Leitertreffen und Leiterschulung), zum anderen Zugangswege wie regelmäßig stattfindende Glaubenskurse zu ermöglichen. Dort wo dies möglich ist, kann auch ein regelmäßiges vertiefendes Angebot einer lokalen Jüngerschulung wie auch eine Art „Gabentest“ dazu beitragen, dass es tatsächlich zu einer Weggemeinschaft kommt, und nicht zu in sich geschlossenen Gruppen.

4. Ante omnia: Die Vision entfalten

In einer diözesanen Pastoral, die sich solche oder ähnliche Prioritäten setzt, muss es zunächst vor allem darum gehen, dass die pastorale Vision gemeinsame Vision und Ausgangspunkt für möglichst viele Priester und pastorale Mitarbeiter wird. Die Instrumente für das Wachstum einer solchen Visionsgemeinschaft sind zumeist schon vorhanden und müssen nur noch entsprechend geschärft werden. Dabei lehren ähnliche Versuche – wie zum Beispiel in Südafrika –, dass solche Prozesse der Bewusstseinsarbeit einen Zeitraum von 10–15 Jahren umfassen werden. Vorausgesetzt ist hierbei natürlich, dass die Rahmendaten wie Ausbildung, Fortbildung, Bereitstellung finanzieller Ressourcen, Personalplanung und ähnliches nach und nach neu in der gewählten Perspektive durchbuchstabiert werden.

Welche Wege könnten hier gegangen werden? Einsichtig und relativ unproblematisch erscheint es mir als erstes, die Aus- und Fortbildung neu zu ordnen. Es ist dabei zu beachten, welches die Zielvorstellung dieser Ausbildung sein muß. Nicht nur die intellektuelle Durchdringung pastoraler Visionen, sondern auch der existenzielle Mitvollzug stellt gewissermaßen ein erstes Kriterium für die Eignung pastoraler Berufe dar. Wie der Hirt, so die Herde. Mit anderen Worten ist

die gelebte und kommunional geordnete Existenz aus dem Evangelium Ausbildungsziel.

Gleichzeitig ist unter den schon vorhandenen Personal nach Einzelnen und Teams zu suchen, die diese Voraussetzungen mitbringen oder doch wenigstens bereit sind, sich auf diese einzulassen. In der Tat: flächendeckend wird sich eine Vision nicht durchsetzen lassen, eher müssten auf breiter Front die Möglichkeiten von fehlerfreundlichen und begleiteten Pilotprojekten eröffnet werden. Immer wieder braucht es hier Denkwerkstätten, in denen die Erfahrungen mit den Zielen abgeglichen und gegebenenfalls korrigiert werden.

Die Suche nach den „Kundschaftern“ scheint mir dringlich. Zulange galt als Kriterium des Einsatzes ein allgemeiner Standard an pastoralen Fertigkeiten, der gewissermaßen den Einzelnen zur potentiell universalen Einsatzkraft machte. Wäre nicht auch hier viel mehr darauf zu achten, welche Charismen in den Einzelnen schlummern – und wie sie zum Aufbau der Kirche eingebracht werden können?

Zu beachten ist dabei die notwendige Zweigleisigkeit des Vorgehens. Sowohl von den Gaben des Personals wie auch von den Möglichkeiten der Gemeinden her wird es einen großen Bedarf geben, das Bisherige gut zu begleiten – es hat sein Recht und seinen Reichtum. Und gleichzeitig muß entschieden deutlich werden, wie sich ein Bistum auch von den Themen her auf missionarisches Neuland wagt. Es geht darum, dass Menschen auch in Zukunft Christus als Weg, Wahrheit und Leben entdecken.

Anmerkung:

¹ Vgl. C. Hennecke: Sieben fette Jahre. Pfarrer und Gemeinde im Umbruch. Münster 2003. Hier habe ich versucht, meine damalige Praxis zu reflektieren.

Herberge gewähren

Biblische Aspekte zu einer Herausforderung des Weltjugendtages

Hinführung

„Erfahrene Gastfreundschaft bereichert Gastgeber und Gäste. Sie erweitert den Lebens- und Glaubenshorizont. Sie macht aus Fremden Freunde. Denn: Gäste sind ein Segen!“¹ Mit diesen Worten appelliert das Organisationskomitee auf seiner Website an Menschen in der näheren und weiteren Umgebung von Köln, um den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des XX. Weltjugendtages eine Herberge bieten zu können. Schließlich werden hunderttausende junger Menschen aus aller Welt in Köln erwartet. Sie alle brauchen ein Dach über dem Kopf.

In den mitgelieferten Arbeitshilfen verweist Bischof Kamphaus, der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, auf den Universalismus der Kirche, der dieser seit „Pfingsten in die Wiege gelegt und ins Stammbuch geschrieben“² ist. Bischof Kamphaus schließt seine Einleitung mit den Worten: „Als Christen sind wir nicht zuerst Deutsche und Kroaten, Spanier, Philippinos und Bolivianer, und dann auch katholisch, sondern wir sind zuallererst katholisch, und dann sind wir eben auch Inder und Kongolesen, Brasilianer, Polen und Italiener. Das ist ein himmelweiter Unterschied. Wir setzen ‚Ausländer‘ nicht mit ‚Fremden‘ gleich.

Christen können das nicht machen, wenn sie Christen bleiben wollen. Für uns werden aus Fremden Freunde.“³

Erfahrungen des Fremdseins

Dennoch gehören Erfahrungen des Fremdseins zur Glaubensgeschichte jeder Christin und jedes Christen. Solche Erfahrungen haben auch Israel tief geprägt. Diese haben in unterschiedlichen Erzählungen ihren literarischen Niederschlag gefunden. Die negativen Seiten bleiben dabei nicht ausgespart; im Gegenteil – gerade diese haben sich tief ins Bewusstsein eingepreßt, wie die Abrahamerzählung Gen 12,10-20 zeigt:

Auf Geheiß Gottes zieht Abraham mit seiner Familie aus seiner angestammten Heimat in das ferne Kanaan – so erzählt die Bibel zu Beginn von Kapitel 12 der Genesis (vgl. Gen 12,1-9). Damit aber fangen die Schwierigkeiten an. Kaum angekommen, muss er dieses Land wieder verlassen. Denn in Kanaan bricht eine Hungersnot aus; diese zwingt Abraham, will er nicht Hungers sterben, weiter zu ziehen nach Ägypten. Zwar findet er dort das zum Leben notwendige; aber jetzt fürchtet er um sein Leben

wegen seiner Frau Sara: „Wenn dich die Ägypter sehen, werden sie sagen: Das ist seine Frau, und sie werden mich erschlagen“ (Gen 12,12). Aus Furcht um das eigene Leben gibt er Sara, seine Frau, als seine Schwester aus. So hofft Abraham mit dem Leben davon zu kommen.

Diese Erzählung zeigt die Brutalität eines sozialen Systems, in dem Fremde rechtlos und damit schutzlos sind. Wie stark sich dies in das Bewusstsein Israels eingegraben hat, zeigt sich daran, dass diese Erzählung in der Genesis in drei Varianten erzählt wird: zwei-



XX.
Weltjugendtag
Köln 2005

mal von Abraham und Sara (Gen 12,10-20; 20,1-18) und einmal von Isaak und Rebekka (Gen 26,1-11). Alle drei Geschichten nehmen ein gutes Ende. Sowohl Pharao in Ägypten als auch Abimelech, der König von Gerar, achten Abraham bzw. Isaak. Beide werden reichlich beschenkt und ihre Familie ausdrücklich unter den Schutz des Herrschers gestellt: „Wer diesen Mann oder seine Frau anrührt, wird mit dem Tode bestraft“ (Gen 26,11).

Solche Erzählungen führen den Wert von Gastfreundschaft drastisch vor Augen. Sie ist nicht einfach eine Geste guten Willens oder eine milde Gabe. In ihr spiegelt sich die Achtung vor der Würde des Anderen. Dieser wird als Mensch ernst genommen und angenommen. Diese Bedeutung von Gastfreundschaft scheint in modernen Gesellschaften weitgehend dem allgemeinen Bewusstsein entschwunden zu sein. Als Gäste laden wir meist Freunde, Bekannte und Verwandte ein – ganz so als ob das Wort Jesu, mit dem er in Lk 14,12-14 die Einladungspraxis seiner Zeit kritisierte, heute keine Geltung mehr habe. Vielleicht liegt dies auch an unserer deutschen Sprache, die „Gast“ und „Fremde“ unterscheidet – eine Unterscheidung, die im Griechischen so nicht zutrifft. *xénos* bezeichnet zunächst den Fremden, den Fremdstämmigen; dann aber auch den Freund, mit dem ich durch die Gastfreundschaft verbunden bin.⁴ Auch das lateinische *hostis*, das im klassischen Latein „Feind“ bedeutet, bezeichnete ursprünglich den Angehörigen einer fremden Gruppe, auch wenn dieser friedlich daher kam.⁵

Diese Spannung ist aufgrund der unterschiedlichen Begriffe in der deutschen Sprache kaum mehr zu spüren. In dieser Spannung wird uns aber eine wichtige menschliche Erfahrung vermittelt. Der oder das Fremde ist nur so lange faszinierend, so lange wir es bzw. ihn aus sicherer Entfernung beobachten können. Sobald aber unsere eigene Existenz davon betroffen ist, wird durch den oder das Fremde hinterfragt oder sogar in Frage gestellt werden, empfinden wir ihn/es meist als bedrohlich, so dass der Fremde auch vielfach als Feind betrachtet

wird. In den antiken Gesellschaften war er weitgehend rechtlos und damit auch schutzlos. Der hohe Wert, der der Gastfreundschaft in antiken Gesellschaften zuerkannt wurde, diente deshalb zunächst dem Schutz des Fremden. Der Fremde wurde gleichsam unter den Schutz der Gottheit gestellt und damit vor Ausbeutung und Willkür bewahrt. Dem Fremden wurde seine Bedrohlichkeit genommen, indem er als Freund aufgenommen und die Begegnung mit ihm als Bereicherung des eigenen Lebens erfahren wurde. Die Griechen sahen in der Gastfreundschaft ein entscheidendes Merkmal von Kultur und verknüpften sie mit der *philanthropía*, der Menschenfreundlichkeit.⁶

Rechtliche Bestimmungen zum Schutz der Fremden

Die Bibel teilt die Einschätzung antiker Gesellschaften dem Fremden gegenüber – sowohl ihre Hochschätzung als auch die damit verbundenen Gefahren und Ängste. Das Alte Testament enthält eine Reihe rechtlicher Bestimmungen zum Schutz der Fremden. Eine der ältesten Bestimmungen findet sich wohl in Ex 22,20: „Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten“ und in Ex 23,9: „Einen Fremden sollst du nicht ausbeuten“. Die beiden Sätze rahmen eine Reihe sozialer Gebote (Ex 22,17-19; 23,1-9).

Das in der Einheitsübersetzung mit „ausbeuten“ übersetzte Verb ist inhaltlich weit und lässt sich nicht auf eine konkrete Handlung festlegen. Das zweite Verb – in der Einheitsübersetzung mit „ausnützen“ wiedergegeben – weist auf eine „materielle Schädigung“. Der Fremde wird nicht nur vor materieller Schädigung geschützt, sondern auch andere Eingriffe gegen seine Person werden zurückgewiesen. Entscheidend scheint mir allerdings die Begründung; sie lautet beide Male: „denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen“.

Die eigene Erfahrung des Fremdseins dient hier zur Motivation einer den Fremden gegenüber offenen Haltung und eines dieser

Offenheit entgegenkommenden Handelns. Damit wird der Schutz des Fremden der Beliebigkeit menschlicher Gesetzgebung entzogen und zu den Grundwerten und Eckpfeilern einer der Freiheit ihrer einzelnen Glieder verpflichteten Gesellschaft erhoben. Die spätere deuteronomische Gesetzgebung und das Heiligkeitgesetz (Lev 17-26) weiten dies aus (vgl. Dtn 23,17; Lev 19,33; 25,14.17). Dem braucht aber hier nicht weiter nachgegangen zu werden.⁸

Jesu Verkündigung setzt diese rechtlichen Regelungen voraus und präzisiert diese. In dem Gericht des großen Königs am Ende der eschatologischen Rede im Matthäusevangelium (Mt 25,31-46) wird sie als eines der Werke genannt, die zum ewigen Leben führen:

34 Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen:

Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist.

35 Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben;

ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben;

ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen;

36 ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben;

ich war krank, und ihr habt mich besucht;

ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.

(Mt 25,34-36)

Die christliche Tradition hat deshalb die Gastfreundschaft hoch geschätzt. Sie gehört – wie auch in der jüdischen Tradition – zu den Liebeswerken und hat deshalb Vorrang vor den Werken der Frömmigkeit wie Fasten, Almosen und Gebet.

Hochschätzung der Gastfreundschaft

Als Paradigma für die Gastfreundschaft gilt seit der Alten Kirche die Einkehr der drei

Männer bei Abraham (Gen 18).⁹ Mit gleichem Atemzug erwähnt die Alte Kirche aber auch Lot (Gen 19) und die Dirne Rahab (Jos 2,1-24). Diese drei werden bereits im Ersten Clemensbrief als Vorbild herausgestellt: „Wegen des Glaubens und der Gastfreundschaft wurde ihm (= Abraham) im Alter ein Sohn geschenkt ... Wegen Gastfreundschaft und Frömmigkeit wurde Lot aus Sodoma gerettet ... Wegen des Glaubens und der Gastfreundschaft wurde Rahab, die Dirne, gerettet“ (1 Clem 10,7; 11,1; 12,1). In der langen Liste der Glaubenszeugen in Hebr 11 werden Abraham und Rahab ebenfalls als Vorbilder hingestellt – aber lediglich als Vorbild des Glaubens. Dort heißt es nämlich: „aufgrund des Glaubens empfing selbst Sara die Kraft, trotz ihres Alters noch Mutter zu werden“ (Hebr 11,11), bzw.: „aufgrund des Glaubens kam die Dirne Rahab nicht zusammen mit den Ungehorsamen um“ (Hebr 11,31). Der Unterschied zwischen beiden Texten ist eklatant: gegenüber Hebr 11 ergänzt 1 Clem: „und der Gastfreundschaft!“ Glaube und Gastfreundschaft werden so engstens miteinander verknüpft. Beide miteinander verbunden gewähren Rettung und lassen teilhaben an den Verheißungen Gottes.

Da die Erzählung über Rahab (Jos 2,1-2,2) wenig bekannt ist, soll diese hier aufgegriffen und näher betrachtet werden.

Drei Gesprächsszenen gliedern den Text¹⁰: Im ersten Gespräch gibt Rahab eine ausweichende Antwort, als sie nach dem Verbleib der beiden Fremden, die bei ihr eingekehrt waren, gefragt wird (VV.1-6); im zweiten Gespräch ahnt sie in prophetischer Sicht die kommenden Ereignisse und bittet um eine Gegenleistung für ihre rettende Tat, die ihr dann auch zugesagt wird (VV.7-14); im dritten Gespräch gibt sie den beiden Kundschaftern den entscheidenden Tipp, um ihren Verfolgern zu entkommen; und es wird ein Zeichen für die Rettung vereinbart (VV.15-22). Ziel der Erzählung in ihrer jetzigen Form ist „die Verschonung Rahabs“.¹¹

Die Tat der Rahab können wir nur dann richtig bewerten, wenn wir uns vor Augen

halten, dass man im Israel der nachexilischen Zeit, um die eigene Identität nicht zu gefährden, den Fremden eher mit Misstrauen begegnete.¹² Rahab stellt sich schützend vor die bei ihr eingekehrten Fremden und wahrt so das Gastrecht, das sie ihnen gewährt hatte. Rahab erweist sich damit als eine charakterfeste, listenreiche und mutige Frau – die Berufsbezeichnung als Dirne bleibt in der Erzählung ohne moralische Wertung! Von den beiden Fremden fordert sie lediglich den gleichen Schutz bei der bevorstehenden Eroberung Jerichos. Rahab ist eine der vier Frauen, die im Stammbaum Jesu in Mt 1 erwähnt werden. Durch ihren Mut und ihre Zivilcourage hat sich – so die theologische Sicht des Matthäus – „eine bedeutsame Weichenstellung in der messianischen Entwicklungslinie vollzogen“.¹³

Gastfreundschaft ist ein hohes Gut, das nicht leichtfertig um eines kurzfristigen Vorteils willen aufs Spiel gesetzt werden darf. Wer Gastfreundschaft gewährt, geht sogar das Risiko ein, selbst verdächtigt zu werden und zwischen die Fronten zu geraten. Rahab handelt hier vorbildlich. Deshalb wird ihr Leben und das ihrer Familie bei der Eroberung Jerichos verschont (vgl. Jos 6,22-23). Die jüdisch-christliche Tradition ist darüber hinaus davon überzeugt, dass Rahab aufgrund dieser Tat auch ein Vorbild des Glaubens ist – wie ihre Erwähnung im Hebräerbrief und in 1 Clem zeigt. Obwohl sie Nichtjüdin ist, stellt sie der Jakobusbrief in eine Reihe mit Abraham: „Wurde nicht ebenso [= wie Abraham] auch die Dirne Rahab durch ihre Werke als gerecht anerkannt ... (Jak 2,25).

Diese im Alten Testament bezeugte Hochschätzung der Gastfreundschaft zeigt sich noch in vielen anderen Erzählungen. Wer auch unter schwierigen Bedingungen die Gastfreundschaft achtet, fördert Leben und hat Teil am Leben.¹⁴ Diese Hochschätzung wird auch von Jesus geteilt; ebenso hat er Teil an dieser Gastfreundschaft. Die Einkehrgeschichten des Neuen Testaments machen dies deutlich. Beispielhaft soll dies an der Einkehr Jesu bei Maria und Martha im Lukasevangelium (Lk 10,38-42) aufgezeigt werden.

38 *Sie zogen zusammen weiter, und er kam in ein Dorf.*

Eine Frau namens Marta nahm ihn freundlich auf.

39 *Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu.*

40 *Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen.*

Sie kam zu ihm und sagte:

Herr, kümmert es dich nicht, dass meine Schwester die ganze Arbeit mir allein überlässt?

Sag ihr doch, sie soll mir helfen!

41 *Der Herr antwortete:*

Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen.

42 *Aber nur eines ist notwendig.*

Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden.

(Lk 10,38-42)

Die kurze Episode steht im Kontrast zu der Ablehnung Jesu in einem samaritanischen Dorf (Lk 9,52-56). Weil Jesus sich auf dem Weg nach Jerusalem befindet, wird ihm von den Bewohnern dieses Dorfes die Gastfreundschaft verwehrt. Maria und Marta nehmen ihn auf.

Die Szene lebt von der Gegenüberstellung der beiden Schwestern. Allerdings dürfte die Auslegungstradition, die in diesen beiden Frauen eine Gegenüberstellung von *vita activa* und *vita contemplativa* sah, die Geschichte in ihrem Kern verfehlen. Getadelt wird nicht die Sorge der Marta um das leibliche Wohl des Gastes, sondern ihr unruhiges Besorgtsein um Vieles. Das entsprechende griechische Verb *thorybázein* bedeutet: Unruhe schaffen“, eine „heftige Bewegung hervorrufen“.¹⁵ Trotz ihrer guten Absicht läuft Marta Gefahr, sich zu isolieren und gerade so das Entscheidende der Gastfreundschaft zu verfehlen: die Gemeinschaft mit dem fremden Gast.

Die Rolle des Gastgebers erschöpft sich nicht in der Sorge um das leibliche Wohl des Gastes. Diese Sorge kann sogar zu einer Gefahr werden, wenn sie sich als ein unruhiges Besorgtsein um Vieles entpuppt. Ent-

scheidend ist das Hören – nicht nur auf die Worte Jesu, der den Leserinnen und Lesern des Evangeliums dezidiert als „der Herr“ (= Kyrios) begegnet. Der Herr könnte dem Gastgeber in jedem Gast begegnen. Der heilige Benedikt hat dies wohl so gesehen, wenn er in seiner Regel zur Gastfreundschaft mahnt: „*in hospitibus enim Christus adoratur et suscipitur*“ (= im Gast wird Christus angebetet und aufgenommen). So wird ein Fremder zum Freund!

Weitere Einkehrgeschichten des Evangeliums ließen sich hier problemlos anfügen: etwa Jesu Einkehr bei Zachäus (Lk 19,1-10), bei Levi (Lk 5,27-32), bei dem Pharisäer Simon (Lk 7,36-50) u. a.

Zwei solcher Erzählungen sollen noch kurz besonders herausgehoben werden: Jesu Einkehr im Haus des Simon und Andreas (Mk 1,29-31) und seine Einkehr im Haus Simons des Aussätzigen (Mk 14,3-9). Im Aufriss des Markusevangeliums rahmen beide Erzählungen gleichsam das gesamte Wirken Jesu. Markus eröffnet seine Darstellung des öffentlichen Wirkens Jesu mit einem Tag in Kafarnaum. Dieser beginnt in der dortigen Synagoge und endet im Haus des Simon und des Andreas (Mk 1,21-34). Dort wird Jesu Gastfreundschaft gewährt, und er lohnt diese mit der Heilung der Schwiegermutter des Petrus (Mk 1,29-31). Aber nicht nur die Bewohner dieses Hauses, sondern die ganze Stadt profitiert davon, dass sie Jesus aufgenommen hat: Am Abend bringen sie alle Kranken und Besessenen zu Jesus und er heilte viele (Mk 1,32-34).

Was Markus hier am Anfang des Evangeliums andeutet, wird im weiteren Verlauf fortgesetzt. Am Ende seines Wirkens genießt Jesus noch einmal Gastfreundschaft in Betanien im Hause Simons des Aussätzigen (Mk 14,3-9). Jesus ist hier einmal der Beschenkte – eine Frau salbt seinen Kopf mit kostbarem Nardenöl; aber auch die im Hause Anwesenden werden beschenkt: Jesus offenbart ihnen die Bedeutung des Tuns dieser Frau: „Sie hat im voraus meinen Leib zum Begräbnis gesalbt“ (Mk 14,8).

Die beiden Erzählungen haben eine missionarische Dimension. Die erste eröffnet

eine Abfolge von Heilungsgeschichten. Leserinnen und Leser des Evangeliums erleben, dass Menschen, die Jesus gastlich aufnehmen, Heilung und Heil erfahren. Dass Jesus die Gastfreundschaft angeboten wird, sollte dabei nicht als selbstverständlich angesehen werden. Denn auf der Ebene der Erzählung verbreitet sich Jesu Ruf erst nach diesem ersten Wirken in Kafarnaum (vgl. Mk 1,45). Die letzte Einkehrgeschichte im Markusevangelium verweist Leserinnen und Leser gezielt auf die Verkündigung des Evangeliums: „Überall auf der Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat“ (Mk 14,9). Dieses Erinnern und Erzählen ist mehr als eine gedankliche Reminiszenz. Ohne dies explizit auszusprechen hat damit Markus ein Geheimnis christlicher Mission angesprochen: Wer solche Liebestaten vollbringt, wie diese Frau sie an Jesus geübt hat, kann jedwede Rücksichtslosigkeit, sinnloses Leiden und sogar den Tod überwinden.¹⁶

Bedeutung der Gastfreundschaft für die christliche Mission

Der Erfolg der christlichen Mission hängt auch mit der in den christlichen Gemeinden geübten Gastfreundschaft zusammen. In den ersten Jahrzehnten wurde der christliche Glaube weitgehend durch das mündliche Wort verkündet. Diese Verkündigung wurde von wandernden Boten getragen, und diese bedurften der Gastfreundschaft.¹⁷ In den Aussendungsreden im Matthäus- wie auch im Lukasevangelium wird dies thematisiert:

- 11 *Wenn ihr in eine Stadt oder in ein Dorf kommt, erkundigt euch, wer es wert ist, euch aufzunehmen; bei ihm bleibt, bis ihr den Ort wieder verlasst.*
- 12 *Wenn ihr in ein Haus kommt, dann wünscht ihm Frieden.*
- 13 *Wenn das Haus es wert ist, soll der Friede, den ihr ihm wünscht, bei ihm einkehren. Ist das Haus es aber nicht wert,*

dann soll der Friede zu euch zurückkehren.

(Mt 10,11-13; vgl. auch: Lk 10,5-9)

Lukas mahnt zugleich vor einem Missbrauch der Gastfreundschaft: „Zieht nicht von einem Haus in ein anderes“ (Lk 10,7b) – eine Mahnung, die später in der Didache weiter entfaltet wird (vgl. Did 12,1-5).

Die großen Missionsreisen des Apostels Paulus sind ohne die Gastfreundschaft nicht denkbar. In seinen Briefen dankt der Apostel für die ihm gewährte Gastfreundschaft (vgl. Röm 16,4-5.23) oder bittet um ein entsprechendes Quartier (Phlm 22). Gerade in den Grußlisten der paulinischen Briefe dürfte so mancher Hinweis auf gewährte Gastfreundschaft versteckt sein. Ganze Häuser wurden auf diese Weise getauft.

Die Apostelgeschichte bestätigt diese Sicht, indem sie von der Aufnahme des Paulus im Haus der Lydia in Philippi und im Haus des Kerkermeisters erzählt (vgl. Apg 16,11-15.19-34). Beide lassen sich mit samt ihrem Haus taufen. In Korinth wird das Haus von Priska und Aquila, in dem Paulus bei seiner Ankunft Aufnahme findet, zum Zentrum der dortigen Mission (vgl. Apg 18,1-11). Schon Petrus hatte in Joppe den beiden Boten des Hauptmanns Kornelius Gastfreundschaft gewährt; anschließend zieht er mit diesen nach Cäsarea und tauft dort Kornelius und dessen Haus (vgl. Apg 10).

Mahnung zur Gastfreundschaft

Jesus hat die ihm von Freunden und Bewunderern, aber auch von seinen Gegnern angebotene Gastfreundschaft wahrgenommen. Dies zeigen die vielen Mahl- und Einkehrgeschichten der Evangelien. Jesus ist ebenso bei Zöllnern und Sündern wie auch bei Schriftgelehrten und Pharisäern zu Gast. Von seinen Zuhörerinnen und Zuhörern fordert Jesus die Gewährung der Gastfreundschaft.

In den Gleichnissen kommt dies immer wieder zur Sprache. Mit dem Bild vom himmlischen Gastmahl greift Jesus dabei auf

alttestamentliche Vorstellungen zurück und macht in diesen Gleichnissen deutlich, dass Gastfreundschaft gerade den Armen und Benachteiligten, den zu kurz gekommenen und Rechtlosen zu gewähren ist.¹⁸ Damit hebt Jesus den eigentlichen Sinn der Gastfreundschaft wieder ins Bewusstsein: den als Freund aufnehmen, der das eigene Leben und die eigene Existenz scheinbar bedroht. Fremde sollen zu Freunden werden.

Auch in der Erzählung vom armen Lazarus dürfte die Gewährung der Gastfreundschaft das zentrale Thema sein (Lk 16,19-31).

In dieser Erzählung werden Lazarus und der Reiche einander gegenüber gestellt. Im diesseitigen Leben besteht zwischen beiden eine große Kluft. Obwohl Lazarus vor der Tür des Reichen liegt, beachtet dieser Lazarus nicht, lässt ihn nicht einmal teilhaben an dem, was von seinem Tisch fällt. Schutzlos ist Lazarus den Hunden preisgegeben. Nach beider Tod setzt sich der Unterschied mit umgekehrten Vorzeichen fort. Während Lazarus an der Brust Abrahams ruht, erleidet der Reiche Qualen in der Unterwelt. Was der Reiche Lazarus zu Lebzeiten verweigert hatte, das fordert er nun für sich: Linderung der Not. Dies wird ihm jedoch von Abraham verwehrt. Der Abgrund zwischen Lazarus und dem Reichen ist unüberbrückbar, die Trennung endgültig. Zu Lebzeiten mangelte es dem Reichen an Sensibilität für die Armen und Rechtlosen. Erst das eigene Leid öffnet ihm dafür die Augen; aber dann ist es zu spät. Wer die notwendige Gastfreundschaft verweigert, bezahlt dies mit dem Leben. Die Armen und Rechtlosen dagegen sind in der Obhut Gottes; er kennt ihre Namen – der Reiche bleibt in der Erzählung namenlos, während Lazarus mit seinem Namen genannt wird – und steht auf ihrer Seite. Sie haben teil am Königtum Gottes.

Diese Spannung zwischen gewährter Gastfreundschaft und der Mahnung, diese zu halten, durchzieht das ganze Neue Testament¹⁹ und setzt sich in der Alten Kirche fort. Im 3. Jahrhundert behandelt Origenes in seinen beiden Homilien zur Genesis dieses Thema. Er geht dabei auf Gen 18 und 19

ein und bringt die von ihm beobachteten Missstände auf die Formel: „hospitem vel hostem vitatis“ (den Gast meidet ihr wie einen Feind). Diese Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit ist bis heute zu spüren und weiterhin kennzeichnend für christliche Existenz. Die Herausforderungen, in die sich die Gemeinden durch den Weltjugendtag gestellt sehen, sollten auch auf diesem Hintergrund reflektiert werden.

Gastfreundschaft als Bild des eschatologischen Heils

Die biblische Überlieferung betrachtet die Gastfreundschaft nicht nur im Kontext zwischenmenschlicher Beziehungen und der Ausbreitung des Glaubens. Im Bild der Gastfreundschaft reflektiert sie auch die eschatologische Vollendung. Im Mittelpunkt steht das Bild vom Gastmahl bzw. vom Hochzeitsmahl:

6 Der Herr der Heere wird auf diesem Berg für alle Völker ein Festmahl geben mit den feinsten Speisen, ein Gelage mit erlesenen Weinen, mit den besten und feinsten Speisen, mit besten, erlesenen Weinen

7 Er zerreißt auf diesem Berg die Hlle, die alle Nationen verhüllt, und die Decke, die alle Völker bedeckt.

8 Er beseitigt den Tod für immer.

Gott, der Herr, wischt die Tränen ab von jedem Gesicht.

Auf der ganzen Erde nimmt er von seinem Volk die Schande hinweg.

Ja, der Herr hat gesprochen.

(Jes 25,6-8)

Vor den Augen der Leserinnen und Leser wird hier das Bild eines Festgelages entworfen, bei dem Gott selbst der Gastgeber ist. Dieses Festmahl wird aber nicht Israel bereitet, sondern allen Völkern! „Mit dieser Mahlgemeinschaft sind die Völker in die Gottesgemeinschaft aufgenommen.“²⁰ Die Hlle und die Decke – das heißt: das, was bisher zwischen Gott und den Völkern stand – werden zerrissen, so dass Tod und Trauer

ein Ende haben. Endzeitliches Geschehen kommt so in den Blick. Auch Israel wird letztlich an dieser neuen Dimension des Lebens teilhaben; denn von seinem Volk nimmt Gott die Schande hinweg (V.8b). „Im Alten Testament ist dieses Stück zweifellos eine Grenzaussage, nicht nur, was das Ende des Todes, sondern auch, was den vollen Einbezug der Völker in den göttlichen Heilsbereich und die Gemeinschaft mit ihm betrifft.“²¹ Der Text wirkt nach in den Bildern und Aussagen von der Herrschaft Gottes, in denen das Motiv des endzeitlichen Mahles aufgegriffen wird (vgl. Mt 22,1-10; Mk 14,25). In Offb 21,1-8 wird Jes 25,8 zitiert, um die neue Welt Gottes zu umschreiben.

Ausblick

„Aus Fremden werden Freunde“. Dieses Wort, das am Anfang dieser Ausführungen stand, zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte erlebter Gastfreundschaft. Diese Erfahrung scheint darüber hinaus ein Merkmal christlicher Identität zu sein. Indem Christinnen und Christen Gastfreundschaft gewähren – so die Überzeugung der Schrift – werden sie zum Sauerteig, der über die kulturellen Unterschiede und Grenzen hinweg Menschen miteinander verbindet und in der Gemeinschaft mit Gott vereint.

Anmerkungen:

¹ www.wjt2005.de

² Franz Kamphaus, Einfach katholisch, 12.

³ Franz Kamphaus, Einfach katholisch, 13.

⁴ Vgl. Gustav Stählin, ξνος, in: ThWNT V, 1-36, hier: 2-3.

⁵ Vgl. Gastfreundschaft, in: RAC VIII, 1062.

⁶ Vgl. Stählin, a.a.O., besonders: 16-17.

⁷ Vgl. Christoph Dohmen: Exodus 19-40, HThKAT, Freiburg 2004, 173.

⁸ Eine synoptische Übersicht über die Entwicklung der gesetzlichen Bestimmungen bietet: Rainer Dillmann: Zukunft – auch für Fremde. Biblische Aspekte eines aktuellen Themas. STB 21, Stuttgart 1994, 41-43.

- ⁹ Diese Erzählung wird in der Zeitschrift *Bibel heute* 4/2004 aufgegriffen. Dieses Heft ist dem Thema *Gastfreundschaft* gewidmet.
- ¹⁰ Vgl. Martin Noth: *Das Buch Josua*. HAT 7, Tübingen 31971, 29.
- ¹¹ Volkmar Fritz: *Das Buch Josua*. HAT I/7, Tübingen 1994, 34.
- ¹² Vgl. *Gastfreundschaft*, in: RAC VIII, 1072.
- ¹³ Robert Oberforscher: *Rahab*, in: *Personenlexikon zum Neuen Testament*. Düsseldorf 2004, 256-257.
- ¹⁴ So etwa in der Erzählung von der Einkehr des Propheten Elija bei der Witwe von Sarepta (1 Kön 17,8-24) oder in der Erzählung von der Einkehr des Propheten Elischa bei der Frau von Schunem (2 Kön 4,8-37).
- ¹⁵ Francois Bovon: *Das Evangelium nach Lukas* (Lk 9,51-14,35). EKK NT III/2, Düsseldorf 1996, 108.
- ¹⁶ Vgl. Fritzleo Lentzen-Dies: *Das Markusevangelium*. Ein Kommentar für die Praxis, Stuttgart 2000, 304-305
- ¹⁷ Vgl. Stählin, a.a.O., hier: 22.
- ¹⁸ So etwa im Gleichnis vom großen Gastmahl (Lk 14,15-24).
- ¹⁹ Vgl. etwa die Mahnung des Apostels Paulus in Röm 12,13: „gewährt jederzeit Gastfreundschaft“; vergleichbare Mahnungen finden sich in Hebr 13,2; 1 Petr 4,9. Nach den Pastoralbriefen ist Gastfreundschaft eine Voraussetzung für die Ausübung des Bischofsamtes (1 Tim 3,2; Tit 1,8) und zur Aufnahme in den Stand der Witwen (1 Tim 5,10).
- ²⁰ Otto Kaiser: *Der Prophet Jesaja*. Kapitel 13-39, ATD 18, Göttingen 31983, 161.
- ²¹ Peter Höffken: *Das Buch Jesaja*. Kapitel 1-39, NSK-AT 18/1, Stuttgart 1993, 183.

Bernhard Wunder

Gremienarbeit ...

... in Zeiten grundlegender Veränderungen

Die Gleichzeitigkeit der Anforderungen an die Gremien im Erzbistum Köln ist für das Jahr 2005 nicht zu übertreffen. Kaum ist die jüngste Umstrukturierung der Seelsorgebereiche durch verbindliche Kooperationsformen oder Zusammenlegungen von Pfarreien weitgehend abgeschlossen, steht das Projekt „Zukunft heute“ zur Sicherung der Pastoral von morgen ins Haus. Ein Projekt, das aus Gründen geringerer Finanzmittel, rückläufiger Priester- und Mitgliederzahlen dazu führt, dass in jedem Seelsorgebereich entsprechend weniger Versammlungsflächen bezuschusst, weniger Personal bezahlt und weniger Kindergartengruppen vom Erzbistum finanziert werden können. Zugleich werden in diesem Projekt Schwerpunktpfarreien festgelegt, die das pastorale Angebot in Seelsorgebereichen sichern sollen. Parallel dazu steht der Weltjugendtag vor der Tür, der auch die Gremien nicht gerade zu bloßen Zuschauern des Ereignisses gemacht hat. In welchem pastoralen Gremium ist dieses Thema nicht seit Wochen und Monaten Dauerthema? Damit ist jedoch die Agenda der Gremien in diesem Jahr noch nicht zu Ende. Am 5./6. November 2005 finden in den fünf nordrhein-westfälischen Bistümern Pfarrgemeinderatswahlen unter dem Motto: „MitStimmen EinWirken Jetzt!“. Auch diese Wahlen wollen vorbereitet sein, vor allem, was die Aufstellung der Kandidaten und die Beteiligung an der Wahl betrifft. Hier gibt es einen Zusammenhang mit den Kooperationserfahrungen im Seelsorgebereich, die sich durchaus auf die Wahl auswirken.

Alles in allem ein gigantisches Programm für die vielen freiwillig Engagierten in den Gremien, wofür man ihnen kaum angemess-

sen Anerkennung geben kann: alles Engagement in der freien Zeit, über die vielfältigen beruflichen, privaten, familiären und anderweitigen ehrenamtlichen Verpflichtungen hinaus. Obendrein geht es hier um eine der größten Gruppen freiwillig Engagierter im gemeindlichen Bereich. Für die Pfarrgemeinderäte kann man im Erzbistum Köln derzeit von einer Zahl über 6000 ausgehen. Zählt man jene in den Kirchenvorständen hinzu, liegt die Gesamtzahl der in Gremien engagierten Ehrenamtlichen deutlich über 10 000 Personen.

Große Herausforderungen – große Fragezeichen

Allein die genannten vier Bereiche, die die Gremien in diesem Jahr bearbeiten, sind mit unterschiedlich großen Fragezeichen versehen: Wie kooperiert man im Pfarrverband mit mehreren eigenständigen Pfarreien oder in einer Pfarrei, die aus einer Zusammenlegung von eigenständigen Pfarreien hervorgegangen ist? Gebäude und Menschen bleiben doch sowohl im einen als auch im anderen Fall an ihren angestammten Orten. Wie kann man die im Erzbistum Köln erst vor etwa drei Jahren eingeführte verbindliche Kooperationsebene „Seelsorgebereich“ pastoral gestalten, wo es sich im Fall eines Pfarrverbandes ja nicht um die Ebene einer Pfarrei handelt, so dass man auf ein pastorales Handling zurückgreifen könnte, sondern um eine Kooperationsebene? Ähnlich auch im Fall einer Zusammenlegung von Pfarreien, wo weder die Gebäude noch die Menschen der aufgelösten Pfarreien per Entscheidung schon wie eine Pfarrei funktionieren. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie man unter diesen Bedingungen auf der Ebene des Seelsorgebereichs sparen, einen Weltjugendtag nach Kräften unterstützen und die Pfarrgemeinderatswahl 2005 erfolgreich vorbereiten und durchführen kann?

Es braucht keine große Phantasie, um eine der entscheidenden Herausforderungen der Gremien allein für dieses Jahr zu benennen, nämlich die Tür zum Seelsorgebereich zu öffnen und ihn konzeptionell und koopera-

tiv zu entwickeln, so dass eine Gesamtkonzeption des Seelsorgebereichs in spiritueller, pastoraler und konzeptioneller Hinsicht entstehen kann. Eine unterstützende pastorale Fachberatung scheint hier mehr als notwendig.¹ Diese Notwendigkeit zeigt sich vor allem aber vor dem Hintergrund, dass die Gremien vor der wohl größten konzeptionellen Wende seit dem 2. Vatikanischen Konzil (1962-1965) stehen. Das Konzil hatte selbst eine große konzeptionelle Veränderung ausgelöst, indem der gemeindepastorale Horizont die Mitverantwortung der Gläubigen u. a. für das Leben in den Gemeinden legitimierte und infolgedessen Pfarrgemeinderäte in den (Erz-)Diözesen eingerichtet wurden.

Die Schlüsselfrage der Mitverantwortung stellt sich heute, vierzig Jahre nach dem Konzil, in entscheidender Weise für den Seelsorgebereich erneut, nämlich für eine Ebene, die bis dato so gut wie nicht Horizont der Pastoral einer *Gemeinde* war oder sein musste. Wie kommen die vielen Engagierten in den Gremien an das notwendige Know-how, um mitverantwortlich ihren *Seelsorgebereich* mit Leben zu erfüllen? Wenn man diese Ebene des Seelsorgebereichs *inhaltlich* nicht ignorieren will, dann kann man sie nicht eins zu eins mit Erfahrungen, Mitteln und Konzepten der Gemeindegearbeit gestalten.² Wenn diese Ebene dem Leben der Gläubigen irgendetwas mehr bedeuten soll als nur ein aus verwaltungsmäßigen Überlegungen entstandener Kooperationsverbund, also mehr als eine Verwaltungsebene, dann muss der Seelsorgebereich eine Ebene der Begegnung, des Glaubens, der Verkündigung, der Liturgie und der Diakonie werden, und zwar – und das ist entscheidend – *anders* als im gemeindepastoralen Sinn. Genau das aber ist bisher kein Aspekt der pastoralen Praxis oder pastoralen Planung gewesen. Dazu gab es schlicht keinen Anlass.

Die ersten Schritte in Seelsorgebereichen

Die ersten Schritte und Erfahrungen mit dem Seelsorgebereich machen die notwendige Veränderung deutlich, ihn nicht mehr

bloß oder vorrangig als Verwaltungsebene zu sehen, sondern in ihm eine neue pastorale Ebene zu erkennen und daraufhin neu zu planen. Ein Beispiel: Die Pfarreien eines Pfarrverbandes planen einen „Gemeinsamen Pfarrbrief“ oder ein „Gemeinsames Pfarrfest“ auf Seelsorgebereichsebene. Solche Überlegungen sind ohne Frage gut und wertvoll, auch und gerade im Blick auf das Zusammenwachsen eines Seelsorgebereichs. Allerdings zeigt hier die Wortwahl „Pfarrfest“ oder „Pfarrbrief“ nach wie vor den *gemeindepastoralen* Horizont an, mit dem der *Seelsorgebereich* entwickelt werden soll. Es gibt bei einem Pfarrverband keine Pfarrei auf der Ebene des Seelsorgebereichs, sondern ausschließlich eine Kooperation von Pfarreien. Es kann also keinen gemeinsamen „Pfarrbrief“ und es kann auch kein gemeinsames „Pfarrfest“ geben. Das ist durchaus nicht spitzfindig, weil hier im Kopf etwas festgehalten wird (Pfarrei), wo man mit den Füßen schon nicht mehr ist (Seelsorgebereich). Ähnliches kann man im katechetischen Bereich feststellen: Die Pfarreien eines Pfarrverbandes planen beispielsweise eine gemeinsame Durchführung der Erstkommunionvorbereitung. Damit stellt sich über die legitimen ökonomischen Gewinne hinaus (Zeit-, Personal- und Kostenersparnis) die *inhaltliche* Frage, nämlich was das Kirche- und Christsein der Kinder mit dem Seelsorgebereich zu tun haben soll, wenn, wie gesagt, der Seelsorgebereich nicht nur eine Verwaltungsebene sein soll. Das Zusammenwachsen auf Seelsorgebereichsebene ist in erheblichem Maß von der inhaltlichen Gestaltung abhängig und hat wohl nur dann eine echte Chance, wenn sich diese Größe im Christ- und Kirchesein für die Gläubigen in irgendeiner Weise abbildet und erfahrbar wird. Dazu muss er ausdrücklich thematisiert werden – in jedem Kooperationsbereich.

Bei zusammengelegten Pfarreien steht es nicht sehr viel anders. Auch hier muss man sich fragen, wie es zu einer neuen Pfarrgemeinde mit einer zentralen Pfarrkirche im Seelsorgebereich kommt, wo doch die Menschen und Gebäude der aufgelösten Pfarrei-

en an ihren Standorten zunächst wohnen bzw. stehen bleiben. Die bloße Entscheidung für eine gemeinsame Pfarrei macht noch keine gemeinsame Gemeinde. Auch hier also die Frage, wie sich die neue Pfarrgemeinde im Christ- und Kirchesein der Gläubigen, im Leben der Menschen vor Ort zeigen soll, also thematisch wird. Solche und ähnliche Fragen sind alles andere als mit den Entscheidungen zur pastoralen Struktur eines Seelsorgebereichs erledigt.

Auf eine konzeptionelle Gremienarbeit kommt es an

Es liegt auf der Hand, dass die gemachten Andeutungen eine Einübung in konzeptionelles Arbeiten ganz und gar notwendig machen und mehr denn je die Schlüsselfrage der Zukunft der Gemeinden und damit auch von Seelsorgebereichen sein wird. Deshalb liegt hier ein gutes Stück Verantwortung auf der hauptamtlichen Seite, für diese konzeptionelle Arbeit zu werben und sie zu unterstützen. Damit würden auch Zufälligkeiten, Irritationen und Unsicherheiten in der pastoralen Praxis reduziert. Allerdings, und das ist auch zu sagen, ist diese Umschaltung auf den Seelsorgebereich auch für die Hauptamtlichen durchaus nicht Schnee von gestern, sondern ebenfalls eine neue Größe, die pastoralpraktisch und seelsorglich erst anfänglich beschritten wird. Da es hierzu so gut wie keine Literatur gibt,³ spitzt sich die Arbeit der hauptamtlichen pastoralen Dienste und die Arbeit der pastoralen Gremien zunächst auf die Frage nach einer Fachberatung zu. Eine Beratung ist gefragt, die den Prozess unterstützt, aus dem Seelsorgebereich eine zukunftsfähige und mit dem Leben der Gläubigen gefüllte Größe zu machen, d. h. ihn in spiritueller, pastoraler und konzeptioneller Hinsicht zu entwickeln. Eine der entscheidenden Veränderungen, die die Gremien dazu vollziehen müssen heißt daher, vom operativen Geschäft (Was ist zu tun?) ins konzeptionelle zu wechseln (Welche Aspekte müssen wir kennen, analysieren, aufeinander beziehen und themati-

sieren?), denn Gremienarbeit ist gerade in Zeiten grundlegender Umstrukturierungen weder auf ein bloßes Natur- noch auf ein bloßes Gnadenergebnis zu reduzieren.⁴

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. dazu auch G. Alter: Zur kirchlichen Sitzungs- und Beratungskultur, in: Pastoralblatt 2/2005, 50.
- ² Auf die Entwicklung einer spirituellen Kompetenz und Entscheidungsfindung der Pfarrgemeinderäte weist Andreas Wollbold nachdrücklich hin, vgl. ders.: Handbuch der Gemeindepastoral, Regensburg 2004, 166-169.
- ³ Das kann man schon an der fehlenden Literatur zu Fragen der konzeptionellen pastoralen Planung in Sachen Kooperation mehrerer Pfarreien (eines Seelsorgebereichs) ablesen.
- ⁴ Der drängende konzeptionelle Aspekt der Arbeit von Pfarrgemeinderäten tritt in Zeiten grundlegender Umstrukturierungen um so eindringlicher durch die vielen Handreichungen zur Arbeitsweise von Pfarrgemeinderäten hervor; vgl. u. a. Thomas Röhr (Hg.): Organisationshandbuch Kirche und Gemeinde. Aachen 2004, Bd. 2, 7-2.4 Seite 25 ff. Dies müsste inzwischen um den Aspekt der pfarreübergreifenden Zusammenarbeit ergänzt werden.

Helmut Liekenbrock

Pfarrgemeinderäte an Glaubensgesprächen interessiert?

Pastorale Impulse zum missionarischen Auftrag

Seit geraumer Zeit überwiegen in den Pfarrgemeinderäten (PGR) Sachfragen wegen der Zusammenlegung von Pfarreien, der Finanzierung des Pfarrzentrums und/oder des Kindergartens, der Erhaltung der Arbeitsstelle des Küsters, der Pfarrsekretärin, des Organisten, der Gestaltung des Pfarrbriefs und der Pfarrfeste etc.

Gegenüber all diesen augenfällig drängenden personellen, materiellen und finanziellen Problemen haben pastorale Fragen der Seelsorge im PGR gegenwärtig wenig Chancen, auf die Tagesordnung zu kommen.

Es ist erstaunlich, dass dennoch zahlreiche Pfarrgemeinderäte dem pastoralen Auftrag Priorität einräumen und Zeit und Konzentration hierfür investieren, wie es die Satzung im Erzbistum Köln beispielsweise in der Präambel formuliert: „... Pfarrgemeinderäte (sind) zur Mitwirkung und Mitverantwortung beim Heildienst und Weltauftrag der Kirche auf der Pfarrebene eingerichtet. Sie dienen dem Aufbau einer lebendigen Pfarrgemeinde und sind der Verkündigung der Botschaft, der Feier des Glaubens und dem Dienst am Nächsten verpflichtet.“

Auf der konstituierenden Sitzung des Diözesanpastoralrates im Kölner Erzbistum hielt Kardinal Meisner Ende 2001 vor den Mitgliedern eine Ansprache über seine Vorstellungen vom missionarischen Auftrag, den er

zusammen mit dem Priesterrat als Hauptaufgabe in der Seelsorge erklärte. Er sagte: „Die Sorge um eine missionarische Kirche ist der Grundimpuls, den wir brauchen. Unser seelsorgliches Handeln muss davon bestimmt sein, ob es der Glaubensvertiefung und der Glaubensweitergabe dient.“¹

Abschließend bat er die Delegierten, diesen Auftrag nun „unter die Leute zu bringen“.

Da mir als Mitglied eines Pfarrgemeinderates die Aufgabenstellungen und Arbeitsweisen dieses Gremiums aus der Praxis bekannt sind, entschied ich mich, vorrangig dieser Personengruppe, die sich in erheblichem Maße ehrenamtlich für unsere Kirche engagiert, den Sendungsauftrag Jesu Christi wieder ins Bewusstsein zu rufen.

Doch wie lässt sich missionarisches Bewusstsein im PGR entwickeln und wie der Sendungsauftrag verwirklichen?

Wird überhaupt die Notwendigkeit der Mission in unserer Region erkannt?

Missionarische Kirche

Mit einem kurzen Vortrag, der auf der Grundlage der o.g. Ansprache und des Schreibens der Deutschen Bischofskonferenz „Zeit zur Aussaat“ (Heft Nr. 68) sowie anderer Literatur² abgefasst wurde, durfte ich nun schon in weit mehr als hundert Pfarrgemeinderäten im Erzbistum Köln über die „missionarische Kirche“ referieren.

Der Inhalt ist in vier Thesen³ zusammengefasst:

1. Unserer Kirche in Deutschland fehlt die Überzeugung, verloren gegangene Christen wieder gewinnen zu können.
2. Das Traditionschristentum wandelt sich zu einem Entscheidungschristentum.
3. Der Glaubensweg in der Nachfolge Jesu macht das Leben innerlich frei und reich.
4. Selbstverständlicher und mit demütigem Selbstbewusstsein von Gott zu anderen sprechen.

Hier nun einige Aspekte in Kurzform zu den Thesen:

Verlorene Christen

Zur 1. These: Die Wortverbindung „missionarische Kirche“ ist uns Katholiken in unserem Lande geläufig, wenn es um die Glaubenssituation in Afrika oder Fernost geht. Wird „Mission“ oder „missionarischer Auftrag“ auf die eigene Glaubenswirklichkeit hier im Rheinland bezogen, tun wir uns schwer mit diesen Begriffen.

Wie steht es aber um die Wirklichkeit des religiösen Bekenntnisses der Menschen z. B. in der Stadt Brühl mit 45 000 Einwohnern? Die Bevölkerung ohne Angabe des Bekenntnisses bildet mit 20 % die zweitgrößte Gruppe nach den Katholiken. Dabei handelt es sich überwiegend um Christen, die der Kirche den Rücken gekehrt haben. Um diese Menschen geht es. Sie dürfen wir Christen nicht vergessen. Als orientierendes Beispiel gilt uns das Gleichnis vom verlorenen Schaf (Mt 18, 12).

Das Gebet – so Kardinal Meisner – sei eine wichtige Solidarität mit jenen Menschen, die sich schwer tun mit dem Glauben. Bischof Wanke aus Erfurt, der Vorsitzende der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz bedauert es, dass unseren Pfarrgemeinden die Überzeugung fehle, verloren gegangene Christen wieder zu gewinnen; das sei derzeit ihr schwerster Mangel.⁴

Entschiedene Christen

Zur 2. These: Wer um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts geboren wurde, ist hierzulande im Traditionschristentum aufgewachsen. Meine Eltern gingen mit uns Kindern regelmäßig zum Sonntagsgottesdienst; die Nachbarn taten das auch. Das katholische Milieu und die Tradition haben uns geprägt. Heute sind die Mentalitäten ganz andere. Schon im Kindergarten wird auf Selbstbestimmung hin erzogen. Sitte und Tradition werden als sozialer Zwang und Fremdbestimmung zurückgewiesen.

Wer heute als Jugendlicher seiner Sonntagspflicht nachkommt, der tut das aus einer persönlichen Entscheidung heraus und nicht

weil andere das wünschen oder bestimmen. Diese veränderte Situation im Vergleich zu früher bietet auch eine Chance, die die Pastoral wahrzunehmen hat und an der sich insbesondere die Mitglieder der Pfarrgemeinderäte bewusst beteiligen sollten.

An suchenden Menschen, die mehr als Konsum und Spaß erleben möchten, fehlt es nicht; das beweist die Hochkonjunktur in der Esoterikliteratur⁵ in unserem Land.

Es warten Menschen auf unser christliches Lebenszeugnis. Sie beobachten uns unauffällig, aber kritisch interessiert, wie wir miteinander umgehen, wie wir andere Menschen wahrnehmen, Kontakte pflegen, wie wir über unsere Kirche, unseren Bischof und Papst reden. All das hat ungeahnte Auswirkungen, positive aber auch negative. Durch unser konstruktives Lebenszeugnis können die Kirchenfernen und Ausgetretenen neu entdecken, dass der Glaubensweg in der Nachfolge Jesu freisetzt und das Leben innerlich reich macht.⁶

Wie aufgeschlossen sind wir als Mitglieder des PGR für suchende Menschen? Viele Möglichkeiten haben wir Laien in je spezifischen Umwelt missionarisch/evangelisierend Zeugnis zu geben, und zwar in der Familie, in der Nachbarschaft, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz etc.

Christen in der Nachfolge

Zur 3. These: Für Bischof Wanke heißt „Mission“: „Das weitersagen, was für mich selbst geistlicher Lebensreichtum geworden ist. Und „Evangelisierung“ meint: Dies auf die Quelle zurückführen, die diesen Reichtum immer neu speist: auf das Evangelium, letztlich auf Jesus Christus selbst und meine Lebensgemeinschaft mit ihm.“⁷

Ein persönliches Erlebnis mit einem Obdachlosen kann den engen Zusammenhang von Lebens- und Wortzeugnis veranschaulichen. Der PGR Brühl hat einen Treffpunkt für Obdachlose eingerichtet. Dort werden diesen Menschen Frühstück und Mittagessen angeboten. Als meine Dienstzeit begann, meinte ich adäquat dafür vorbe-

reitet zu sein. Beim Servieren der belegten Brote und des Kaffees schaute mich einer der Gäste groß an und sagte: „Was machst du denn hier? Haste Langeweile oder bist Pastor?“ Ich konnte nur verlegen lächeln und sagen: „Weder noch“ und servierte weiter. Auf dem Heimweg stand mir dieses Gesicht noch vor Augen. Mir wurde klar, dass mich der Mann nicht provozieren wollte. Das Brötchen und der Kaffee waren ihm gar nicht so wichtig. Er wollte vielmehr ein Gespräch mit mir, und das hatte er von mir nicht bekommen. Ich war mental nur auf den konkreten Dienst eingestellt, aber nicht darauf, dass ich es mit Menschen in schwieriger Lebenslage zu tun hatte.

Einen mir bekannten Franziskaner, P. Karl Möhring, der viele Jahre bei den Opelwerken im Bochum als Arbeiterpriester am Fließband stand und mit einem Mitbruder in einer Obdachlosensiedlung lebte, habe ich dann konsultiert, wie er mit Obdachlosen ins Gespräch gekommen sei. Folgendes sagte er mir: „Wir Christen kennen die Kardinaltugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe. Die Reihenfolge sollten wir umkehren. Zuerst kommt die Liebe zum Nächsten. Dann dürfen wir hoffen, dass Gott die Herzen bekehrt, und wenn sie uns dann fragen: ‚Warum machst du diesen Dienst?‘, dann sollten wir ihnen eine ehrliche Antwort geben.“ Und hierzu bedarf es offensichtlich auch einer mentalen Vorbereitung, einer Bewusstseinsbildung.

Im Blick auf Menschen, die nach mehr Sinn in ihrem Leben suchen, ist insbesondere bei uns Mitgliedern im PGR ein missionarisches Bewusstsein vonnöten, und das heißt konkret: Mitverantwortung tragen für den Glauben der anderen.

Bekennende Christen

Zur 4. These: Der Gottesglaube gehört zu den intimsten Dingen des menschlichen Lebens. Aufdringlicher Bekehrungseifer ist fehl am Platze. Außerdem haben wir Christen nicht die Macht, das Herz eines anderen

zu Gott zu bekehren. Das kann Gott nur allein.

Eine gewisse Zurückhaltung im Gebrauch religiöser Vokabeln ist ratsam, doch darf diese Behutsamkeit nicht dazu führen, dass wir geistlich stumm bleiben.⁸

Wir sollen jedem Rechenschaft geben, der nach dem Grund unserer Hoffnung fragt, so heißt es im 1. Petrusbrief (3, 15).

Bereitschaft zum Zeugnis des Wortes setzt natürlich Auskunftsfähigkeit und auch freimütiges Sprechen über den eigenen Glauben voraus. Da haben wir Laien unsere großen Defizite. Deshalb sollte die Selbstevangelisierung eine der wichtigsten Aufgaben des Pfarrgemeinderates werden. Denn wie können wir der Verkündigung der Botschaft Jesu dienen, wenn wir sie nicht kennen oder nicht in der Lage sind, sie anderen mitzuteilen? Jesus selbst hat die Begegnung und den Dialog mit den Menschen gesucht. Er konnte zuhören und jeden zu Wort kommen lassen. So fragte Jesus den blinden Bartimäus: „Was soll ich dir tun?“ (Mk 10, 46). Und in Cäsarea Philippi fragte er seine Jünger, für wen ihn die Menschen dort halten. Danach stellte er ihnen eine sehr persönliche Frage: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ (Mk 8, 29).

Diese Frage ist auch uns in der Gegenwart gestellt.

Je mehr Männer und Frauen zu leben und zu bezeugen lernen, was ihnen im christlichen Glauben wichtig ist, um so besser für die Zukunft unserer Gemeinden. Wie aber sieht die Wirklichkeit aus?

Selbstevangelisierung

Zu Ende des Vortrags „Missionarische Kirche“ wurde jeweils die Frage gestellt: Wer ist Jesus Christus für mich?, verbunden mit der Bitte um eine kurze Antwort. Darauf folgte in der Regel langes Schweigen. Jeder Anwesende spürte sehr lebendig die Schwierigkeit mit einer persönlichen Antwort auf diese Frage. Und das ist genau die Situation, in die wir Christen kommen können, wenn uns suchende Menschen nach unserem Glauben

fragen. Wie schnell weichen wir aus! Und damit ist die Möglichkeit verpasst, dem anderen bei der Suche nach Sinn zu helfen. Es fehlt uns Laien an Übungsfeldern, über unseren eigenen Glauben sprechen zu lernen.

Wäre der PGR nicht ein geeignetes Gremium, diese Befähigung unter den Mitgliedern zu entwickeln? Die äußeren Voraussetzungen dafür sind sehr günstig. Jeder PGR verfügt über eine ausreichende Anzahl an Gläubigen, die sich zumindest vier Jahre lang regelmäßig zu Beratungen über Probleme vor Ort treffen. Das Problem Nr. 1 in der Seelsorge heute ist erkannt: die Weitergabe des Glaubens. Wir Mitglieder des PGR dürfen laut Satzung mitwirken bei der Verkündigung der Botschaft Jesu. Das ist unser missionarischer Auftrag. Nicht nur die Hauptamtlichen in der Kirche tragen Verantwortung für die Weitergabe und Vertiefung des Glaubens.

Das Sprechen über den eigenen Glauben kann in diesem Gremium in respektvoller Art und Weise eingeübt werden, ohne den Einzelnen oder die Gruppe damit zu überfordern.

Es lohnt sich, zu Beginn einer jeden PGR-Sitzung eine angemessene Zeit über einen wichtigen Vers etwa aus dem Sonntagsevangelium zu sprechen. Jedes Mitglied erhält – nach dem gemeinsamen Gebet – die Chance, sich freimütig und angstfrei mit wenigen Sätzen über den vorgegebenen Vers zu äußern. Niemand läuft hier Gefahr, nun gleich kritisiert oder widerlegt zu werden. Die Aussagen bleiben unkommentiert im Raum stehen. Mit der Zeit vertieft und erweitert ein solches Verfahren erheblich den Kenntnisstand der Frohen Botschaft und natürlich auch die Sprachkompetenz in Glaubensfragen. Das vertrauensvolle Mitteilen persönlicher Gedanken zum bekannten Bibeltext erhöht den Respekt aller Anwesenden voreinander und bewirkt Gemeinschaftsgeist.

Die missionarische Kraft des Evangeliums wird in neuer Weise erfahren sowie die Freude am Glauben und auch das Selbstbewusstsein als Christ. „Wovon das Herz voll ist, sprudelt der Mund über.“

Wir dürfen davon ausgehen, dass ein solcher PGR positiv auf die Gemeinde ausstrahlen wird und damit auch auf suchende Menschen, mit denen wir in Kontakt kommen.

Anmerkungen:

¹ Der Erzbischof von Köln, Pastoralbrief, März 2002, 6f.

² Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Enzyklika, Evangelii Nuntiandi, Paul VI., 1975.

³ Vgl. Zeit zur Aussaat, 35-42.

⁴ Vgl. aaO., 35.

⁵ Vgl. Anselm Grünthor: Wird Europa gottlos?, Fe-Medienverlag, 2003, 27 f.

⁶ Zeit zur Aussaat, 38.

⁷ AaO., 33.

⁸ Vgl. aaO., 39.

Claus F. Lückner

„erfüllter leben“

Reflexion über den Praxiskurs „Geistliche Begleitung in Lebensräumen 2003 - 2005“¹

1. Die Ausschreibung

„Menschliches Leben (leiblich, seelisch und geistlich) ist in all seiner Vielfalt und Buntheit mitgeprägt von den Menschen, mit denen wir unser Leben teilen. Aber auch die Orte, an denen wir Arbeit und Freizeit gestalten, bestimmen unser Lebensgefühl maßgeblich mit.

Wer diese Zusammenhänge aufmerksam wahrnimmt, kann sie auch fruchtbar werden lassen für eine bewusste geistliche Lebens- und Lebensraumgestaltung aus der Dynamik des Evangeliums.

Hierfür möchte der Praxiskurs „Geistliche Begleitung in Lebensräumen“ Seelsorgerinnen und Seelsorgern Unterstützung, Begleitung und methodische Hilfen anbieten. Der Kurs lädt zunächst dazu ein, das eigene geistliche Leben zu vertiefen, zu reflektieren und ins pastorale Handeln einzubeziehen. In einem zweiten Schritt soll er dazu befähigen, den geistlichen Weg Einzelner und von Gruppen – insbesondere in Form von Besinnungstagen und -wochenenden sowie von Exerzitien im Alltag – in ihren Lebensräumen zu begleiten.

Voraussetzung ist die Bereitschaft zu einem Weg in die Tiefe der eigenen Selbst- und Gottesbegegnung.“

Nahezu 50 Bewerbungen auf die 24 zur Verfügung stehenden Kursplätze zeigten, dass Kursausschreibung und zeitliche Positionierung aktuellen pastoralen Notwendigkeiten und Herausforderungen entsprachen.

2. Genese, Trägerschaft, Leitung

Der Praxiskurs „Geistliche Begleitung“ ist von Anfang an als Kooperationsprojekt der Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen mit dem Referat Exerzitien und Spiritualität im Bistum Münster konzipiert worden. Er sollte dem Umstand Rechnung tragen, dass in beiden Fachstellen seit geraumer Zeit deutlich mehr Anfragen nach lebensraumnahen spirituellen Angeboten eingingen, als die Mitarbeitenden der Fachstellen wahrnehmen konnten.

Der Kurs selber fand über einen Zeitraum von 1½ Jahren berufsbegleitend in der Zeit von Sommer 2003 bis November 2004 statt. Ein Nachtreffen ist für den November 2005 festgelegt. Die Kursleitung wurde gebildet von Sr. Christl Winkler SA, Referentin für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Pastoralreferent Heinz Wansing, Leiter des Referates Exerzitien und Spiritualität im Bischöflichen Generalvikariat Münster und Pfr. Dr. Claus F. Lücker, Diözesanbeauftragter für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen.

Teilgenommen haben 9 Personen aus dem Bistum Münster, 14 Personen aus dem Bistum Aachen und 1 Person aus dem Bistum Essen. Insgesamt: 18 Hauptamtliche und 6 Ehrenamtliche.

Die Hauptamtlichen konnten den Kurs im Rahmen der Ihnen zur Verfügung stehenden Fortbildungskontingente auswählen, für die Ehrenamtlichen stellten die Bistümer einen Zuschuss zu den Kurskosten. Der Teilnehmer(innen)-Kreis umfasste 16 Frauen und 8 Männer, darunter 3 Priester und 1 ständiger Diakon im Zivilberuf sowie 4 Ordensschwwestern.

Die Mehrheit der Teilnehmer/innen gehörte zu den Berufsgruppen der Gemeinde- und Pastoralreferent/innen (die Bezeichnungen werden in den beiden Bistümern unterschiedlich gehandhabt).

3. Kurskonzeption und Kursstruktur

Den inhaltlichen Orientierungsrahmen bot die Spiritualität ignatianischer Exerzi-

tionen. Anhand eigener Erfahrungen sollten Inhalte und Strukturen geistlicher Begleitungsprozesse wahrgenommen und reflektiert werden. Dementsprechend lag im ersten Kurshalbjahr ein Schwerpunkt auf dem eigenen geistlichen Prozess der Teilnehmenden, bevor dann in einem zweiten Teil stärker methodische Fragen und Aspekte der eigenen Arbeit mit Einzelpersonen und Gruppen ausgeleuchtet wurden.

Der Kurs umfasste 24 Kurstage in 6 Blöcken sowie 10tägige ignatianische Einzel-exerzitien im durchgängigen Schweigen in der Kursmitte. Hinzu kamen neben einem Vortreffen regelmäßige Regionalgruppentreffen im zweiten Kursteil. Dem Exerzitienweg der und des Einzelnen dienten die tägliche Gebetszeit von 1¼ Stunden sowie die monatliche geistliche Begleitung während der gesamten Kursdauer.

Die Dynamik der ignatianischen Exerzitien wurde – mit Schwerpunkt auf der sogenannten Fundamentphase und der ersten und zweiten Woche im Exerzitienbuch – von unterschiedlichen Zugängen her entfaltet:

- a) Umgang mit der eigenen Lebenswirklichkeit. Dazu gehören Lebensgeschichte, Leben in Beziehung, leibhaftig Leben, Leben aus dem Glauben, den Alltag geistlich leben, Spiritualität und Lebensraum.
- b) Entscheidungsfindung, Regeln zur Unterscheidung der Geister
- c) Grundlagen geistlicher Begleitung, Gesprächsverhalten, Beziehungsmuster in Begleitung, psychologische Verstehenshilfen, geistliche Begleitung und Therapie
- d) Geistliche Prozesse in Gruppen mit den Beispielen: Exerzitien im Alltag, Besinnungstage und Besinnungswochenenden.

Die Kurstage und Kursblöcke wurden entsprechend einem ganzheitlichen Ansatz gestaltet, in dem sich Kennenlernen und Einübung verschiedener Gebetsformen, Leibübungen, meditative Übungen und Übungen mit der Heiligen Schrift sowie Zeiten der Stille, Referat, Plenum, Gruppen- und Einzelarbeit in sinnvoller Weise ergänzten und abwechselten.

Für die Themenbereiche „Psychologische Verstehenshilfen“ und „Beziehungsmuster in Begleitung“ wurde über zwei Kurstage ein Gestalttherapeutenehepaar als Referentin und Referent eingeladen, für den Themenbereich „Geistliche Begleitung und Therapie“ für einen Kurstag ein Psychiater.

Als Praxisprojekte führten die meisten Teilnehmenden Exerzitien im Alltag oder einen Besinnungstag bzw. ein Besinnungswochenende durch, zum Teil auch in Kooperationen miteinander.

4. Wegerfahrungen

Für viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer zunächst irritierend und ungewöhnlich war, welche Bedeutung im Kursgeschehen dem je eigenen geistlichen Weg und der eigenen reflektierten Übepaxis zugemessen wurde. Wissen- und Methodenvermittlung standen demgegenüber erst an zweiter Stelle. Dahinter stand die Grundannahme des Leitungsteams, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus ihrem haupt- bzw. ehrenamtlichen Tun vermutlich mehr Methodenkenntnis als eigene Übepaxis mitbringen.

Die Rückmeldungen der Teilnehmer(innen) lassen durchgängig erkennen, dass diese Schwerpunktsetzung richtig gesetzt wurde. So erlebten die allermeisten auch die 10tägigen Einzelexerzitien in der Kursmitte als Höhepunkt. Dem widerspricht auch nicht, dass viele Teilnehmer(innen) sich - in Vor- bzw. Nachbereitung der Praxisprojekte sowie in Hinsicht auf geistliche Gesprächsbegleitung - mehr methodische Hinweise gewünscht hätten. In der Tat hat die relative Kürze dieses Praxiskurses der Kursgestaltung manchen Kompromiss abverlangt.² Seinen feierlichen offiziellen Abschluss fand der Praxiskurs „Erfüllter Leben“ in einer Zertifizierungsfeier am 28.11.2004, dem 1. Adventssonntag. Hierzu waren Repräsentanten und Repräsentantinnen der Bistumsleitungen bzw. der Fortbildungsabteilungen der beteiligten Bistümer anwesend, die durch die

Zertifikatsüberreichung haupt- wie ehrenamtliche Teilnehmer(innen) aus ihrem jeweiligen Bistum für den Dienst beauftragten. Anfang 2005 wurden die Namen der Teilnehmer(innen) in den Amtsblättern und anderen Publikationsorganen veröffentlicht.

5. Perspektiven

Die Resonanz auf den Kurs war und ist vielfältig. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer führen und führten bereits nach Abschluss des Ausbildungskurses eigene Projekte - Besinnungstage, Exerzitien im Alltag ... - durch und wurden zum Teil auch aufgrund der Namensveröffentlichung extern angefragt. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Anfragen für einen Folgekurs, der - wenn es die rückläufigen Finanzmittel der Bistümer Aachen und Münster zulassen - mit einem möglicherweise geänderten Trägerschaftsmodell - für den Zeitraum Sommer 2006 bis Jahresende 2007 angedacht ist.³

Anmerkungen:

¹ So Titel und Untertitel des Kurses.

² Die bundesweit seit Jahren von der G.C.L. „Gemeinschaften Christlichen Lebens“ und IMS „Institut für missionarische Spiritualität“ angebotenen Ausbildungen in ignatianischer Spiritualität und Exerzitienbegleitung umfassen mehr als das 3fache Kontingent an Kurstagen.

³ Für Rückfragen stehen zur Verfügung: Referat Exerzitien und Spiritualität im Bistum Münster, Rosenstr. 17, 48135 Münster und die Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Bettrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach. Email: exerzitienarbeit@bistum-aachen.de (für das Bistum Aachen). Email: wansing@bistum-muenster.de (für das Bistum Münster).

Unter den Blicken der Anderen

**Kenny Glenaans engagierter Film
„Yasmin“¹**

Der terroristische Anschlag auf das World Trade Center hinterlässt vielfältige Spuren – auch im Kino. Michael Moore hat mit „Fahrenheit 9/11“ ein demagogisches Pamphlet vorgelegt, das den Blick zu fesseln sucht. In „Land of Plenty“ erkundet Wim Wenders „dasselbe Territorium von Täuschung, fehlgeleitetem Patriotismus, Desinformation



und Manipulation“. (S. Vahabzadeh). Der Film spielt vorwiegend im christlichen Milieu von Los Angeles und vermittelt sowohl kritische als auch zärtliche Blicke auf Zerrissenheit und Heillosigkeit, auf Angst und Armut des Landes, das sich als „God’s own country“ neu orientieren muss.

Mit „Yasmin“ kommt ein Film ins Kino, der im Blick auf eine junge pakistanische Frau exemplarisch die Auswirkungen der Anti-Terrormaßnahmen in England nach dem Anschlag der Al-Khaida vor Augen führt. Er zeigt das Ringen der Titelfigur um

ihre kulturelle und religiöse Identität angesichts des politischen Klimawandels und der dadurch forcierten Konfrontationen zwischen westlich-säkularer Mehrheitsgesellschaft und islamisch geprägten Immigranten.

„Paki go home“ liest man nach wenigen Filmsekunden auf der Rollade vor der Eingangstür einer Moschee. Die Botschaft ist eindeutig: Mit Toleranz, geschweige denn interkulturellem Dialog ist es in Nordengland nicht weit her. Dann kommt der 11. September. Islamophobie, Vorurteile und Repressionen gegenüber den Mitbewohnern pakistanischer Herkunft nehmen zu. Kenny Glenaans Spielfilmdebüt vermittelt all dies in bester Ken Loach-Manier, lakonisch, direkt, nicht ohne Witz.

Anfangs lebt Yasmin in zwei unverbundenen Welten. Im Kreis von Familie und Nachbarschaft erscheint sie als Muslima, den Arbeitskollegen gilt die Sozialarbeiterin als Engländerin. Ihre Autofahrten zwischen den Lebensbereichen unterbricht Yasmin jeweils mit dem Ritual des Kleiderwechsels. Hier Schador und Gewand, dort knallenge Jeans und Stöckelschuhe. Zwei Erscheinungsweisen, zwei Identitäten – ein aufreibendes Leben.

Der Terroranschlag in den USA wirbelt das Arrangement vehement durcheinander: Yasmins Scheinehe mit einem Cousin wird zum Politikum. Die Kolleginnen machen ihr das Leben schwer, die anfängliche Liebesbeziehung mit einem Engländer zerbricht. Yasmin muss sich entscheiden. In Rückbesinnung auf ihre kulturellen Wurzeln und im Rückgriff auf den Koran findet die junge Frau ihre individuelle Lösung, eine Form der Integration, die es ermöglicht, ihre eigene Identität in beiden Welten zu behaupten.

„Yasmin“, so H.W. Dannowski, ist „ein Film der Blicke“, der die Veränderung der

Blicke nach dem 11. September verdeutlicht. Blicke sind wichtig für die Entwicklung von Identität. Blicken, die Zukunft eröffnen und das Gefühl von Zugehörigkeit vermitteln, stehen Blicke gegenüber, die übersehen, ausschließen, Fremdheit und Andersartigkeit bewusst machen. Die respektvolle Begegnung zwischen Fremden und Einheimischen, die Lev 19,33f anmahnt, erfordert intensive Blickwechsel. Diese Einsicht führt „Yasmin“ vor Augen – und bestätigt das Kino als Schule des Sehens.

Thomas Kroll

Anmerkung:

¹ „Yasmin“ wurde 2004 beim Filmfestival in Locarno mit dem Preis der Ökumenischen Jury ausgezeichnet und erhielt im Rahmen der diesjährigen Berlinale den 8. Europäischen John Templeton Filmpreis. Der Film ist ab dem 26. Mai in deutschen Kinos zu sehen.

Leserbrief

Zur Rezension von Barbara Schellenberger, Ein Essener Martyrologium der Jahre 1940–1945. (Heft 4/2005, S. 126–127):

1. Die Vorstellung des „Essener Martyrologiums“, herausgegeben vom Dezernat für gesellschaftliche und weltkirchliche Aufgaben des Bistums Essen, durch Frau Dr. Schellenberger ist unseres Erachtens kleinlich und nicht korrekt.
2. Es ist sehr gründlich gearbeitet worden. Es wurde sehr wohl überlegt, warum der 1999 selig gesprochene Kapuzinerpater Anizet Koplín und der Pfarrer Franz Böhm nicht in das Essener Martyrologium aufgenommen wurden. Beide waren nur kurzfristig im Bereich des heutigen Bistums Essen tätig. Ihr Wirken hat diesen Bereich so gut wie nicht geprägt. Ihre Leidensgeschichte mit dem NS-Regime hat nicht ihre Ursachen in Verbindung mit ihrem Wirken im Bereich des Bistums Essen. Wären sie im Bereich des Bistums Essen geboren und getauft worden, hätten wir sie aufgenommen. Aber auch das ist nicht der Fall.
3. Bruder Wolfgang Rosenbaum wurde im Bereich des Bistums Essen geboren, die Stadt Witten gehört sowohl zum Erzbistum Paderborn wie auch zum Bistum Essen. Er ist auch durchaus im Gedächtnis Essener Diözesanen. Davon wissen wir mehr als Frau Dr. Schellenberger.
4. Der Priester Anton Velser erfüllt sicherlich genau so die sehr allgemeinen Kriterien des Martyriums wie viele andere Gestalten in dem von uns geschätzten, von Prälat Moll herausgegebenen Martyrologium „Zeugen für Christus“. Frau Dr. Schellenberger weiß sehr wohl, dass hier diese Kriterien nicht die eines Seligsprechungsprozesses sind.
5. Pater Theodor Buttenbruch oder Schwester Theodoriana Hallenbach finden sich

auch im deutschen Martyrologium von Prälat Moll. Warum sollen sie nicht auch im Essener Martyrologium stehen?

6. Bei Adalbert Probst haben wir ausnahmsweise den Zeitrahmen des Titels 1940–1945 überschritten, weil wir den kirchlichen Gemeinschaften und Verbänden im Bistum Essen Gestalten nennen wollten, die zu ihrer Gemeinschaft gehörten und mit denen sie sich als Opfer des NS-Regimes auseinandersetzen könnten.
7. Der Hinweis im Geleitwort über die besondere Verehrung war nun wirklich nicht im Sinne liturgischer Rubrizistik gegeben.
8. Es ist schon stark, eine „gründliche Überarbeitung“ zu fordern. Es gibt eine Vielzahl sehr positiver Reaktionen auf diese Arbeitshilfe, die schon fast vergriffen ist. Es müssen auch nicht die Bezüge zum Werk von Prälat Moll deutlicher formuliert werden, weil unserer Arbeit die Texte weitgehend zur Verfügung gestanden haben, die Prälat Moll verwenden konnte, und zum großen Teil auch aus unserer oder der Feder anderer Mitarbeiter im Bistum Essen stammen.

*Dr. Baldur Hermans / Horst Großjung,
45004 Essen*

Literaturdienst

Fabrizio Rossi: Der Vatikan: Politik und Organisation. (Beck'sche Reihe; 2182: C.H. Beck Wissen) Beck-Verlag, München 2004. 127 S.; 7,90 EUR.

Der römische Historiker Fabrizio Rossi hat in der Reihe „Beck Wissen“ einen Band über den Vatikan publiziert. Des Papstes eigener Staat ist auch bei Katholiken ein oft unbekanntes Land. Hier verspricht der vorliegende Band Abhilfe. Rossi versteht es, kurzweilig und dabei sehr informativ in die Struktur des Vatikanstaates einzuführen. Man merkt dem Autor Sympathie für seinen Gegenstand an, doch schreibt er keine unkritische Apologie. Er benennt ausdrücklich Schwachpunkte, bleibt aber stets sachlich. Die theologische Dimension des Papsttums und seines Staates wird leider nur am Rande gestreift.

Rossi beginnt mit einem kurzen geschichtlichen Aufriss. Danach behandelt er die Kongregationen, Gerichte und die Verwaltung, aber auch das Medienwesen in Gestalt von *Osservatore Romano* und Radio Vatikan. Ausdrücklich gewürdigt wird das Engagement des Vatikans im Internet. Bibliothek, Archiv und Museen werden als kulturelle Einrichtungen vorgestellt. Einen Schwerpunkt bilden Wahl und Stellung des Papstes. Auch erfährt der Leser, wie ein Tag im Leben des Pontifex aussieht. Ein Register, eine Karte und ein kurzes Literaturverzeichnis runden den Band ab. Insgesamt kann das Buch jedem empfohlen werden, der sich über den Staat des Papstes schnell und kompetent informieren will.

Eric W. Steinhauer

Frank Sobiech: Herz, Gott, Kreuz. Die Spiritualität des Anatomen, Geologen und Bischofs Dr. med. Niels Stensen (1638–1686), (Westfalia Sacra, Bd. 13), Aschendorff Verlag, Münster 2004. XX + 392 S.; 64,00 EUR.

Der am 23. Oktober 1988 von Papst Johannes Paul II. selig gesprochene Niels Stensen ist vielleicht vielen Lesern kein gänzlich Unbekannter, so dass der Zugang zu diesem Werk direkt mit der Frage eröffnet werden kann, welche geistliche bzw. spirituelle Botschaft („Message“) er uns Menschen des 21. Jahrhunderts bieten kann.

Diese Frage nach der „geistlichen Persönlichkeit“ Stensens war trotz der grundlegenden Arbeiten des Redemptoristenpaters Dr. Gustav Scherz († 1971, vgl. jetzt vom Autor in erweiterter Form in *BnOFG* 4, <http://purl.oclc.org/NET/BNOFG>), bislang noch wenig erforscht worden. Es ist das bleibende Verdienst des Gründers der Niels-Stensen-Gemeinschaft, Prälat Dr. Stanis-Edmund Szy-

dzik († 2001), mit der Ausschreibung einer Preisarbeit die Durchführung dieses Forschungsprojektes als kirchenhistorischer Dissertation an der Universität Münster angestoßen und gefördert zu haben. Ein persönlicher Zugang zum Glaubensleben von Stensen klingt sowohl im ersten Geleitwort des Osnabrücker Bischofs Dr. Franz-Josef Bode an als auch in dem zweiten (Prof. P. Dr. Kurt-Peter Gumpel SJ/Rom).

Christliche Spiritualität definiert der Autor im Anschluss an B. Fraling „als die konkrete geistgewirkte Gestalt des Glaubenslebens des Christen, indem dieser in subjektiver Aneignung des objektiven Erlösungsverdienstes Christi aus seinem Glauben lebt (vgl. Gal 5,25) und diesen existentiell vollzieht, das heißt in die Praxis des täglichen Lebens umsetzt, wobei die Glaubenspraxis auf unterschiedlichen Lebenswegen auch je verschieden ausfallen wird“ (25).

Im ersten Teil geht Sobiech auf knapp 100 Seiten auf Leben und Werk des Seligen ein, „um erahnen zu können, mit welcher Mächtigkeit in ihm die Gnade Gottes wirkte, so daß es zur Ausbildung einer ihm eigenen Spiritualität kommen konnte“ (29). Das prägnante Biogramm läßt lebendig aus seinen Briefen den Anatomen und Geologen erleben, der während seines Medizinstudiums im Bann deistischer Strömungen in seinem lutherischen Glauben erschüttert wurde. Nach Jahren des Glaubenszweifels begann eine Wende in seinem Leben, die u. a. durch seine Entdeckung der Muskelstruktur des Herzens und den Einfluss von Jesuiten ausgelöst wurde. Weitere Schwerpunkte sind die Kapitel über seine durch ein theologisches Selbststudium vorbereitete Konversion im Jahre 1667 in Florenz (39–75), der anschließend seine Priester- und Bischofsweihe folgten und ihn in die pastorale Arbeit führten, der er in Hannover, Münster, Hamburg und Schwerin sein verbleibendes Leben widmete.

Ebenso interessant ist das dritte Kapitel über die quellenmäßige Grundlage der Studie, das „Opus Stenonianum“, darunter auch dem interessanten „Briefwechsel mit Frauen“ (97–99). Da Stensen theologischer Autodidakt war, unternimmt der Autor den anspruchsvollen und schwierigen Versuch, die „spirituell-theologischen Vorgaben“ (u. a. Ignatianisches Exerzitienbüchlein) zu rekonstruieren (§ 4).

Der zweite Teil der Arbeit entfaltet in fünf umfangreichen Kapiteln „die Grundzüge der Spiritualität Niels Stensens“ und lädt ein, sich einzulassen „auf Stensens eindringlichen Appell zur Heiligung des eigenen und des Lebens des Nächsten und diesen Appell als eine Herausforderung an jeden Christen“ mitzuvollziehen (125). Das Kapitel über den „Menschen als Geschöpf im Aufstieg zu Gott“ mündet in die drei „Stufen im geistlichen Leben“ ein, dem „reinigenden, dem erleuchtenden und dem vereinigenden und den

Pfaden, welche die Seele zur liebenden Vereinigung mit Gott geleiten“ (141).

Wie in seiner Biographie, so spielen auch in der Spiritualität Stensens „Schöpfung und Vorsehung“ (§ 6) eine große Rolle. Die theologische Perspektive des „ergebenen Vertrauens im Erwarten“ mündet für Stensen im Lobpreis Gottes in allen Lebendigen. Nach eigenen Erkrankungen und infolge der Zeitumstände verstand er das Leben und den Tod nicht nur als Pilgerschaft und Mahnung (§ 7), sondern in der Christusbefolgung bis hin zum Mitleiden mit Christus und bis hin zur Kreuzesnachfolge (§ 8).

Von besonderem Anspruch ist das abschließende Kapitel der „Berufung des Christen“ (§ 9), denn „Stensens Spiritualität ist in ihrer praktischen Durchführung geradezu auf ein Maximum von Nächstenliebe hin angelegt“. Da sich für Stensen „Mittelmäßigkeit“ nicht mit der Berufung des Christen verträgt, erwartet er von jedem Christen im Streben „nach heiligmäßigem Lebenswandel, dass er über jede Minute Gott Rechenschaft ablegen kann“. In diesem Kapitel über die Berufung des Christen (269–325) zeigt die Arbeit nicht nur ihre systematisch-theologische Tiefe, sondern auch ihre pastorale Perspektive (z. B. Stensens Kritik an der Lebensführung des zeitgenössischen Klerus und das „organische“ Fasten).

Als „Kurzformel“ interpretiert der Autor in der Schlussbetrachtung (§ 10) zunächst aus dem Schweriner Gebetbuch „Niels Stensens Gebet“ in zwei Schritten. Der von verschiedenen (vor allem lutherischen) Theologen vertretenen Position, der selig gesprochene Konvertit sei eine Belastung für die Ökumene, tritt der Autor im Geiste des II. Vatikanischen Konzils in einer differenzierenden Ausführung entgegen, denn Stensen war „auch der Überzeugung, dass die kirchliche Einheit nicht durch Politik machbar ist, sondern nur durch die Gnade Gottes, die durch das Gebet erfleht wird, hergestellt werden kann“ (342). Das in Stensens Münsterer Pfarrkirche St. Ludgeri hängende Bild von G. van der Grinten von dem „geistlichen Gespräch“ der Konvertiten Stensen und Dr. Edith Stein nimmt der Verfasser als guten Ausklang seiner gelungenen Studie.

Zu der „handwerklich“ sehr soliden Arbeit (u. a. fast 2000, oft mehrsprachige Anmerkungen) gehören ein Register der Bibelstellen sowie ein Namens- und Sachregister. Hinter der sachlichen und höchst differenzierenden Sprache spürt der Leser, mit welchem großem Engagement der Autor die geistlichen Tiefen des europäischen Seligen für die Christen der Postmoderne erschlossen hat. Wenn das Werk schon dem Hl. Vater vorgelegen hat und eine Rezension in den USA ansteht, ist ihm eine gute Rezeption auch bei den Lesern dieser Zeitschrift zu wünschen. *Reimund Haas*

Unter uns

Auf ein Wort

Es wäre gewiß töricht, zu erwarten, dass in absehbarer Zeit eine allgemeine Einigung der Christenheit auf das Papsttum im Sinn einer Anerkennung der Petrusnachfolge in Rom erfolgt. Vielleicht gehört es zu der notwendigen Bindung und Begrenzung dieses Auftrags auch, dass er nie voll eingelöst werden kann und daher auch das Gegenüber der christlich Glaubenden erfahren muß, die das an ihm herausstellen, was nicht vikarielle Macht, sondern Eigenmacht ist. Dennoch kann gerade auch so eine über die Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche hinausgehende Einheitsfunktion des Papstes zur Wirkung kommen. Der Papst bleibt, auch im Widerstreit gegen den Anspruch seines Amtes, Bezugspunkt persönlich vor dem Angesicht der Welt getragener und ausgedrückter Verantwortung für das Wort des Glaubens und so eine von allen wahrgenommene und alle betreffende Herausforderung, die größere Treue zu diesem Wort zu suchen, wie auch eine Herausforderung, um die Einheit zu ringen und das Defizit an Einheit zu verantworten.

In diesem Sinn gibt es auch in der Trennung eine Einheit stiftende Funktion des Papsttums, die letztlich für niemand wirklich aus dem geschichtlichen Drama der Christenheit wegzudenken ist. Für das Papsttum und die katholische Kirche bleibt die Papstumskritik der nichtkatholischen Christenheit ein Stachel, eine immer christusgemäßere Verwirklichung des Petrusdienstes zu suchen; für die nichtkatholische Christenheit wiederum ist der Papst die bleibende sichtbare Herausforderung zu der konkreten Einheit, die der Kirche aufgetragen ist und ihr Kennzeichen vor der Welt sein sollte: Möge uns beiderseits gelingen, die Frage, die uns gestellt ist, und den Auftrag, der uns gegeben ist, immer vorbehaltloser anzunehmen und so im Gehorsam gegenüber dem Herrn jener Raum des Friedens zu werden, der die neue Welt – das Reich Gottes – vorbereitet.

*Joseph Kardinal Ratzinger, 1977
(jetzt Papst Benedikt XVI.)
nach: FAZ, Nr. 93, 8*

Quelle: Pflaßmann/CCC-www.c5net



HIRTENLOS